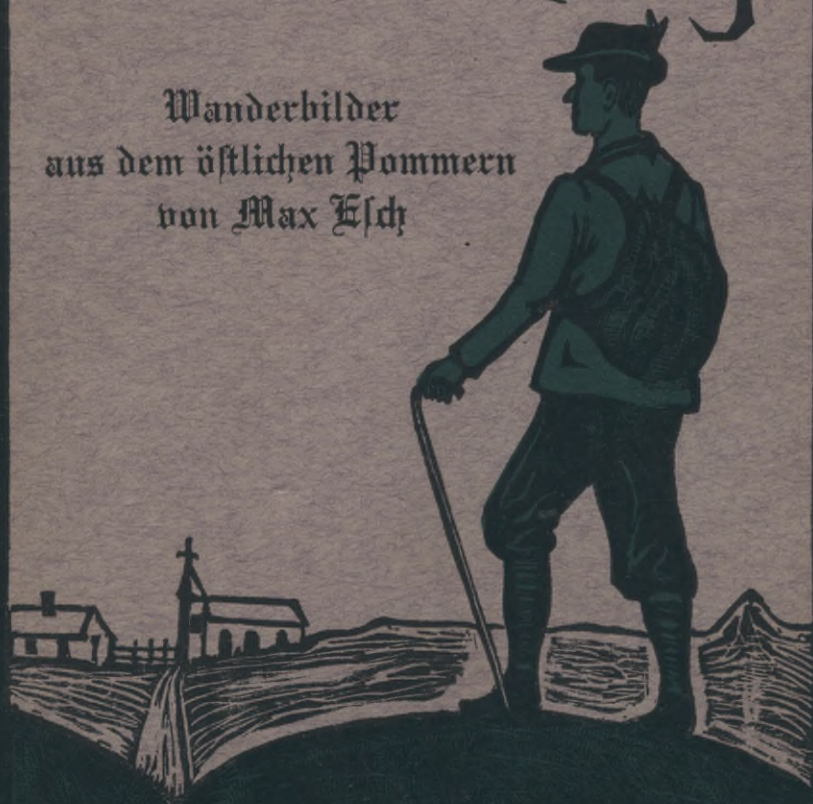
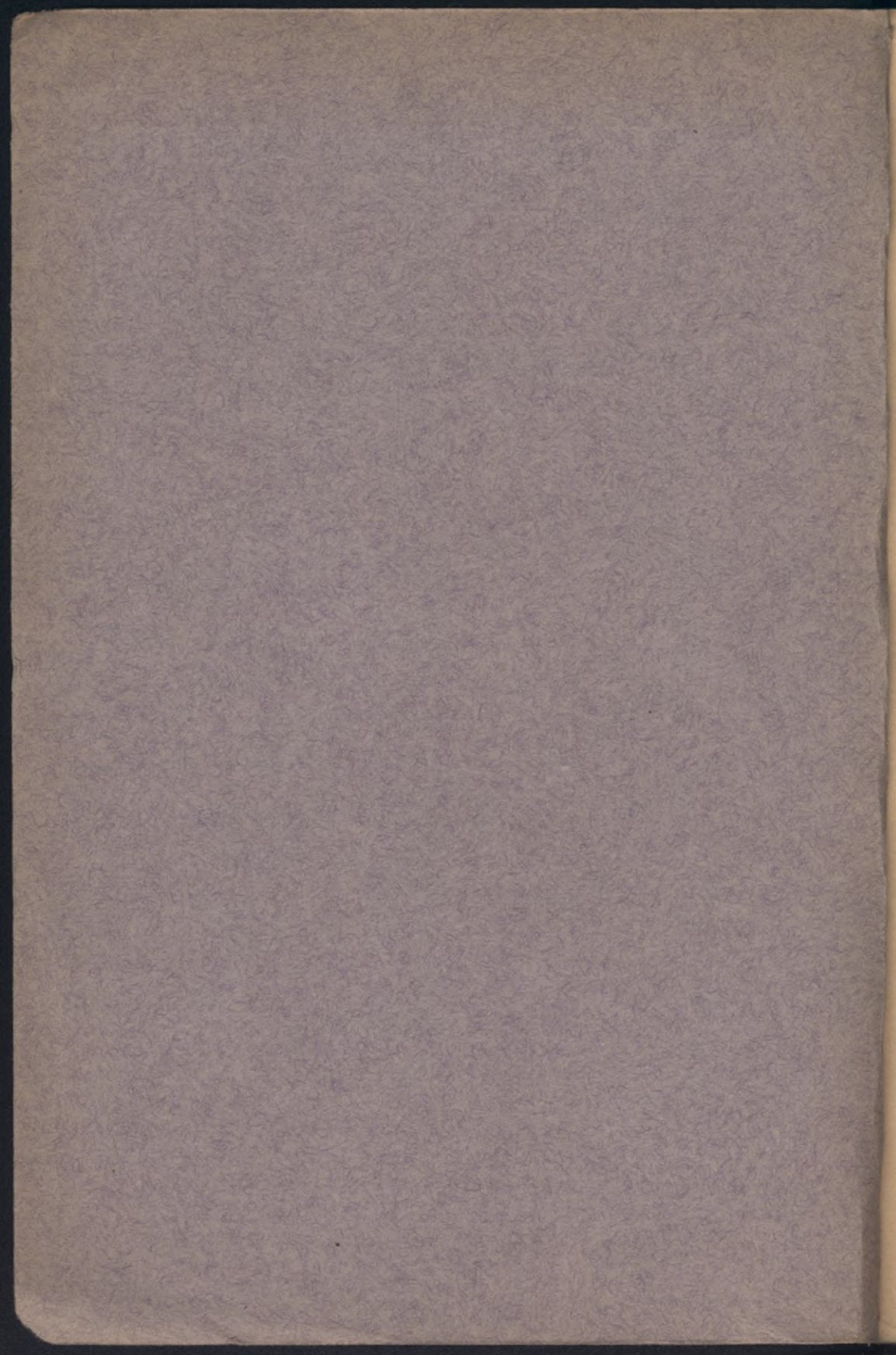


Heimatklänge

Wanderbilder
aus dem östlichen Pommern
von Max Esch



Verlag:
H. Hildebrandt's Buchhandlung
Stolp i. Pom.



IZBA PRZEMYSŁOWO - HANDLOWA
W SZCZECINIE
EKSPozytura w SŁUPSKU

Heimatklänge



Wanderbilder
aus dem östlichen Pommern

von

Max Esch.

MUSEUM
w Koszalinie



Wermianka o Trzebiatku st. 28

Verlag: H. Hildebrandts Buchhandlung
Stolp i. Pom.

MUZEUM
w Koszalinie

279-2.



L. inc. 584

Vorwort.

Ich kenn ein Land, das schön und stolz
Am blauen Meere liegt,
Die Männer wie die Fischen stark,
Blau-weiß die Fahne fliegt.
Frisch weht der Wind, die Möwe kreist,
Die Woge rollt zum Strand:
Das ist in seinem Buchenkranz
Mein teures Pommernland.

Heimatklänge! Traute Klänge sollen aus den in diesem Bande vereinten Zeitungsartikeln zu dem geschätzten Leser sprechen, sie sollen singen das Lied der Heimat, locken und werben für unsere engere so viel geschmähete und gelästerte Gegend, die in landschaftlicher Beziehung eine unendliche Anzahl von Reizen besitzt. Wer aber kennt denn unser östliches Pommern? Wer hat sich nur einmal ernstlich die Mühe genommen, etwas mehr davon in sich aufzunehmen? Abgesehen von dem Besuche einiger bequem gelegener Ausflugspunkte in der Nähe der Städte sind wohl nur Wenige auch in die abseits von den Schienensträngen gelegenen Gegenden gelangt, noch eher wohl an die heimische Küste. Die große Mehrzahl der Bevölkerung in den Städten hat darum keine Ahnung, wie schön es gerade in dem östlichen Landesteil unserer Heimat-Provinz ist. Wanderungen darin sind zwar hochlohnend, aber man überläßt sie gerne anderen, denn ein Uebernachten in Landgasthöfen ist eben nicht jedermanns Geschmack, man scheut zudem auch die anderen Unbequemlichkeiten, die solches Wandern mit sich bringt. Aber gemach, lieber Leser, komm und ergreife den Wanderstock und folge mir vorerst im Geiste auf meinen Wanderungen, schaue Dich um und blicke mit liebevollen Augen darein, komm

und raſte mit mir auf einfamer Kuppe, über Dir der klarblaue Himmel, um Dich ſchweigender Hochwald, unter Dir bunte ſchmale Fluß- und Bachtäler, in weiter Ferne ein Bergzug an den anderen gereiht und darüber flüſſiges Sonnengold ausgegoſſen, ſpanne die Ohren auf und horch, was Deine Heimat zu Dir ſpricht, verſchließe Dich ihrem ſtillen und doch ſo eindringlichen Werben nicht, dann wird es auch Dir bewußt werden, daß die herbe Schöne, als die Deine Heimat ſich Dir zeigt, verſtanden ſein will, ſie wird Dir ans Herz wachſen und auch Dir lieb und teuer werden. Aus einem Saulus wirſt Du dann zu einem Paulus werden und für unſer öſtliches Pommern werben. Wenn dann auch anderen die Augen aufgehen und ſie ſehend werden, wenn neu erwacht die altgermaniſche Wanderluſt und viele hinauszieht in alle Teile der engeren Heimat, dann iſt der Zweck des vorliegenden Bändchens erfüllt, dann wird die Heimat ſelbſt zu allen ſprechen mit unverwiſchbaren, tief zu Herzen dringenden Tönen: **Heimatlänge!**

Stolz i. Pom.

Der Verfaſſer.

*Jak z treści książki wynika wydanie zostata
ona albo w r. 1911-tym albo w 1912-tym albo
w 1913-tym albo też w r. 1914-tym ale jeszcze
przed wybuchem I-szej wojny światowej. Ze zo-
stata ona napisana i wydana po roku 1910-
świadczy wzmianka o obchodzie 600-lecia na-
dania Stupskowi praw miejskich (patrz str. 24-ta).
Ze zostata ona napisana i wydana jeszcze przed
wybuchem I-szej wojny światowej świadczy wzmian-
ka o kwitującym przemysle migmo-wollniarskim
w Dursowie, któremu I-ta wojna światowa pokrzyżowała kres.
Ze nie zostata napisana po I-szej wojnie światowej świad-
czy wzmianka o poruczniku przez cesarza Wilhelma
wzległych dóbr ziemskich pod Lęborkiem: Im Lęb-
moor besitzt auch der Kaiser bei Brenkenhofstal
ein ausgedehntes Moorgut, auf dem ... itd (str. 11).*

Im vorgeschichtlichen pommerischen Urwalde.

Von allen Epochen unserer Erdgeschichte ist wohl keine für den Deutschen, wie überhaupt für den Nordländer, so interessant, wie das Tertiär. Die Kreidezeit mit ihren Riesensauriern und ihrer gleichmäßigen tropischen Wärme war vorüber. Alle jene Ungeheuer, die gemeinhin unter dem Namen Drachen bezeichnet werden, waren verdorben und ausgestorben, vernichtet im Daseinskampfe. Neue Formen in Tier- und Pflanzenreich treten in die Erscheinung. Schon die letzten Ablagerungen der Kreidezeit lassen auf eine klimatische Verschiebung zu jener Zeit schließen. Die Pole waren allmählich abgekühlt. Das zeigt sich am besten wohl in den ausgeprägten Lokalfloren, die sich herangebildet hatten, während in der ältesten Kreidezeit noch bis in den hohen Norden hinauf eine tropische Wärme vorhanden war, sodaß eine vollständige Gleichheit in der Pflanzenwelt herrschte. Aber eine Sonderung in eigentliche Vegetationsgebiete und Floren trat doch erst im Tertiär ein. Immerhin herrschte in jener Zeit in Deutschland z. B. ein beinahe halbtropisches Klima, was uns die Braunkohlen und der Bernstein lehren. Wir traten mit dieser Periode bereits in den Anfang der Jetztzeit ein. Die Pflanzen der vorhergegangenen Perioden konnten sich dem Entwicklungsgange der Erde nicht anpassen und starben aus, an ihre Stelle rückten andere Floren. Von diesen treffen wir noch viele Arten heute an, während aus der vorhergegangenen Epoche nur einige wenige Arten auf uns überkommen sind.

Wie bereits erwähnt hatten sich in der Tertiärzeit besondere Vegetationsgebiete herangebildet. Neben vielen noch heute existierenden tropischen Pflanzen finden wir an anderen Stellen bereits große zusammenhängende Urwälder von Nadelhölzern, Sumpfhypressen usw. Der Boden der Ostsee war damals noch nicht von Wasser bedeckt, sondern bildete eine Landmarke mit den nordeuropäischen Ländern. Ungeheure Urwälder von vorzeitlichen Kiefern und Fichten standen hier auf den Trümmern der letzten Kreidezeit und gediehen im üppigen Wachstume, aber auch hier machte sich der Lebenskampf schon in seinen schärfsten Formen bemerkbar, dazu kam das Wüten der Elemente, um das Schwächliche zu Boden zu werfen und stellenweise ein wahres Chaos von Stämmen und Stammtrümmern aufzuhäufen.

Nach den Untersuchungen von Conwentz setzte sich dieser nordische Urwald aus vier Kiefernarten zusammen, von denen aber keine einzige unsern jetzigen gemeinen Kiefern nahesteht,

ferner fand der obige Forscher eine Nichtenart vor, die Aehnlichkeit mit der *Picea ajanensis* vom Amur und von der Insel Jezo aufweist. Diese vorzeitlichen Nadelholzarten bildeten einen geschlossenen Bestand für sich, der nur streckenweise durch zusammenhängende Bestände von immergrünen Eichen, Buchen und Palmen mit lorbeerartigen Sträuchern und Magnolien unterbrochen wurde. Durch Studien, die er im Böhmerwald anstellte, kam Conwentz zu dem Schlusse, daß es im Bernsteinwalde kaum einen gesunden Baum gegeben haben könne, das Krankhafte sei die Regel, das Normale die Ausnahme gewesen.

Wie wir nun noch heute bei unsern Nadelhölzern beobachten können, schwitzen sie ein Harz aus, das am Stamme oder an den Ästen verursachte Wunden zu schließen hat. Dieses Harz wird in besonderen Drüsen gebildet. Solche Drüsen hatten auch die Bernsteinkiefern, aus ihnen schwitzten sie Harz in reichlichen Mengen aus, das wir heute in dem am häufigsten an der preussischen Küste (Samland) vorkommenden Bernstein antreffen. Aber auch in Rußland, Schweden, Dänemark und Holland ist Bernstein gefunden worden. Das läßt auf eine große Ausdehnung des Bernsteinurwaldes schließen, wenn auch diese vereinzelt Bernsteinfunde nicht an der Stelle gemacht wurden, an der der Wald einst wuchs.

Wie haben wir uns nun den Zustand dieses Urwaldes zu denken? Es wurde bereits erwähnt, daß sich auch in ihm die Spuren des Daseinskampfes in schärfster Weise bemerkbar machten, sodaß das Kranke die Regel war. Stürme, Wolkenbrüche und Gewitter richteten unter dem Bestande große Verheerungen an und schufen stellenweise undurchdringliche Holzbarrikaden. Die warme, in dem Didicht herrschende Luft war gesättigt mit Myriaden von Kleinlebewesen, die in den in Fäulnis übergehenden Ueberresten der stattlichen Bernsteinkiefern einen günstigen Nährboden hatten. Ungezählte Arten von Insekten durchschwärmten das Didicht, ihre Nachkommenschaft fand ja ebenfalls in dem am Boden faulenden Holze die denkbar besten Existenzbedingungen im Daseinskampfe, aber auch viele der ausgeschlüpften Insekten fanden den Tisch reich gedeckt. Stürme hatten nicht nur zusammenhängende Lücken in dem Walde geschaffen, sondern auch manchen altersschwachen Baum gefällt, der in seinem Falle wiederum jüngere Stämme knickte oder aber ganze Astpartien abbrach und die Rinde auf vielen umstehenden Stämmen beschädigte. Zwar suchten die beschädigten Bäume durch reichliche Harzabsonderung die verursachten Wunden wieder zu schließen, aber inzwischen hatten die Bakterien doch Zeit gefunden, sich in großen Kolonien auf den Wunden anzusiedeln und ihr Zerstörungswerk zu beginnen.

Furchtbare Gewitter entluden ihre Blitze in den mit Wasserdämpfen gesättigten Urwald, und so mancher Urwaldbrieser sank zersplittert zu Boden, den Insekten und den Bakterien neue Nahrung bringend. Erstere aber griffen auch die gesunden Bäume an und veranlaßten zahlreiche Wunden, sodaß der Harzfluß der Bernsteinbäume niemals zur Ruhe kam. Zwar konnten alle diese Feinde dem Walde niemals solchen Schaden zufügen, daß er vernichtet werden konnte, aber an seinem Lebenssaft zehrten sie doch, das ergeben unzweifelhaft die riesigen Mengen Bernstein, die die Ostsee ausspülte. Ihre Fluten tobten auf der Schicht, die die Trümmer jenes Urwaldes einst bedeckte und spülen bei bewegter See das fossile Harz, dessen spezifisches Gewicht dem des Ostseewassers fast gleich kommt, auf den Strand. In der Hauptsache wird der Bernstein in der blauen Erde in Samland jezt bergmännisch gewonnen, aber vereinzelt Stücke finden sich, wie schon erwähnt, an der ganzen Ostseeküste, auch in den späteren Ablagerungen des Diluviums sind Bernsteinstücke gefunden worden, so bei Stolp in Pommern. Trotzdem dieses fossile Harz in der blauen Erde an der samländischen Küste in großen Mengen gewonnen wird, ist diese Schicht doch jünger als der Bernsteinwald, sie ist ihm übergelagert, aus ihr ist der Bernstein dann während der Eiszeit durch teilweise Zerstörung auf dritte Fundstellen gekommen. Die Ostsee existierte zu jener Zeit ja noch nicht, als sich der ganze Norden Europas mit Eis und Schnee bedeckte. Schon lange vor dem Auftreten der ersten frühdiluvialen Eiszeit aber muß der nordische Urwald ein Opfer der Vorboten dieser gewaltigen Abkühlung geworden sein. Wie der gewaltige Waldbestand vernichtet wurde, wissen wir nicht, sicher ist indes, daß diese Vernichtung beim Auftreten der Eiszeit schon einen sehr langen Zeitraum zurücklag. Es hatte sich ja bereits eine neue Ablagerung über den Trümmern gebildet, die blaue Erde. Großen Umfang allerdings hatte diese neue Ablagerung noch nicht annehmen können, sonst wäre sie an vielen Stellen wohl nicht von den Eismassen zerstört worden, die nun das fossile Harz an Stellen brachten, die sehr weit von dem Standplatze des Urwaldes entfernt waren. Als dann nach dem Schwinden des letzten Eises sich der Ostseeboden mehr und mehr senkte, und die teilweise von den Eismassen abgetragene blaue Erde sich mit den zermahlenen Steintrümmern der Gletscher bedeckte, der Ablagerung des Diluviums, da zeigte das trostlose Sandtal alle Spuren einer gewaltigen Wüste, auch nichts verriet dem Auge das Vorhandensein des einst hier herrschenden blühenden Lebens, bis dann der Hereinbruch der Wassermassen des Weltmeeres unsere jeztige Ostsee schuf, deren Wellengang die Zeugen einer vergangenen Periode aus dem Verdegange unserer Mit-

ter Erde der Menschheit zurückbrachten. In dem Bernstein haben wir ja bekanntlich nicht nur Teile der Bernsteinkiefer, ihrer Früchte, Blüten und Nadeln, sondern auch viele Insekten, die den Urwald belebten, auf unsere Tage überkommen. An die Stelle des nicht mehr Lebenskräftigen und Veralteten sind neue Formen getreten, die sich im harten Daseinskampfe herangebildet haben, um schließlich noch vollkommeneren Formen zu weichen, denn nichts auf dieser Welt hat Bestand, alles strebt der Vervollkommnung zu, und so sehen wir diese von Anfang an bestandene Umbildung aller Geschöpfe unserer Erde sich ständig weiter vollziehen. Wie das Ende des Lebens sein wird: ignoramus! (Wir wissen es nicht.)



Das Lebatal.

Man mag den östlichen Teil der Heimat, soweit er den Bergrücken umfaßt, in einer jeden Jahreszeit aufsuchen, stets wird er uns neue Schönheiten enthüllen. Mag das erste zarte Grün gleich seidigem Flaum Mitte oder Ende Mai die jungfräuliche Natur verschönen, des Sommers buntes Farbenkleid in drückender Glut sich um uns bergauf, bergab ausbreiten, dem dunklen Nadelwalde, dem reisenden Getreidefelde köstlicher Duft entströmen, mag des Herbstes schillerndes Sterbekleid wehmütige Gedanken vom Scheiden und Meiden auslösen oder eine weiße Leichendecke und ein dunkelvioletter Himmel sich über die Landschaft spannen, die Einsamkeit ergreifend schaurig gestaltend: stets wird uns die Natur hier fesseln und ständig neue Offenbarungen enthüllen.

Ein üppiges Chaos von dunkelbewaldeten Kuppen, lichterem Aulissen, dunklen Schluchten und aufstrebenden Kulmen, das ist der Grundcharakter des Höhenzuges, wenn wir ihn von einem erhöhten Punkte übersehen. In weiter, nebelhafter Ferne, in unbestimmbarer Linie sich verlierend, blaut das Waldgebirge um uns. Fast könnte man sich in Gedanken nach Thüringen oder in das sächsische Erzgebirge resp. Vogtland versetzt fühlen. Natürlich stimmt das nur in gewissem Umfange, denn die Höhen, die aus dem Panorama emporstreben, erreichen im Pommerlande nur bis zu 256 Meter (südlich von Büttow), aber auf dem benachbarten westpreussischen Kamme, der in der Ferne aufblaut, erheben sich teilweise solche von über 300 Meter. Rechnet man nun noch hinzu, daß die Durchschnittshöhenlage der

Ortschaften in den mitteldeutschen Waldgebirgen fast durchweg die der höchsten Erhebungen auf unserm Landrücken überschreitet, so wird man es begreiflich finden, daß unser Höhenrücken uns tatsächlich an die angeführten Gebirgsketten erinnert.

Wie jene besitzt auch der Landrücken wahrhaft einzigartige Bach- und Flußtäler. Eines der prächtigsten ist das Tal der Leba. Das hurtige Gebirgswässerlein, das eilend, geschäftig murmelnd, hüpfend und springend bald durch steile, dunkle Schluchten über Findlingsblöcke und bemooste Kiesel dahineilt, bald durch verträumte Weiher und schilfumrahmte Bergseen fließt, bildet eine ganze Strecke den Grenzfluß zwischen Pommern und Westpreußen.

Allerdings hat das Flüzchen von seiner Quelle am 331 Meter hohen Turmberge im Kreise Barthaus in Westpreußen bereits einen 30 Kilometer langen Weg hinter sich, aber bei dem munteren Gefälle hat es dazu nicht gar zu langer Zeit bedurft, wenn es auch in Höhenlagen von 150 Meter mehrere Seespiegel durchqueren mußte. Oberhalb des Gutsdorfes Ossed begrüßt der ungehobene Bergsohn das Pommernland, in enge Fesseln geschlagen von steilabfallenden, dunkel bewaldeten Bergwänden, in die er sich ein schluchtartiges Bett gegraben, sodaß die das brausende Wasser begleitende Straße sich bald auf dieser, bald auf jener Seite hinziehen muß. Eine Wanderung durch das enge Lebatatal resp. über dessen Höhen gehört zu den schönsten, die man sich denken kann. Erst bei Groß-Boschpol, nach stundenlanger Wanderung, verbreitert sich das Lebatatal.

Bei Ossed zieht sich der Kamm des Höhenrückens hin. Von hier aus genießt das Auge in 120 Meter Höhe einen umfassenden Blick nach Süden über die blauschwarzen kuppenreichen Wellenlinien des Hochplateaus mit den einzelnen Ortschaften. Dunkel ist der Grundton der Farbenskala, aber nicht einförmig. Gar lieblich hebt sich das Weiß der Gebäude, das Ziegelrot der Dächer einzelner Ortschaften, die aus dem grün-blau-schwarzen Kranze herauslugen, von dem dunklen Untergrunde ab, und über dem Bilde spannt sich ein stahlblauer Himmel, strahlt das große Tagesgestirn Leben, huscht es in goldenen Flammenbündeln, leuchtet und gleißt es auf in weiter Ferne in irgend einem Weiher, zuckt es in vielfarbigem Feuer zurück aus einem versteckten Fenster. Wohlthuende Stille der Natur umgibt uns, kein menschliches Wesen ist weit und breit zu entdecken. Nur gedämpft klingen Glockentöne der auf saftigen Wiesenmatten weidenden nützlichen Wiederkäuer zu uns herüber. Zuweilen lugt ein Reh erstaunt aus dem Dickicht herüber zu dem Fremdling, um langsam wieder zu verschwinden, ein Hase setzt purzelnd über den Weg, macht erstaunt Männchen, und fort ist er, lautlos, schattengleich huschen bunte Hasanen ins Dickicht. Stun-

denlang könnte man hier „Natur kneipen“ und weiter nichts tun als immer wieder schauen und das Walten des Schöpfers auf sich wirken lassen.

Von der Höhe führt der Weg hinab ins Tal. Ein Idyll, wie es lieblicher nicht sein kann, ist die einsam an der Leba gelegene Schule von Pareß, am jenseitigen Ufer erhebt sich ein mit Faszinen befestigter Sandberg, dessen Massen früher oftmals das Fließchen abzustauen drohten. Bei Parafchin, bei welchem Orte die Leba ganz ins Pommernland tritt, weitet sich das Tal. Von den hier aufragenden Höhen genießen wir abermals ein grandioses Bergpanorama. Kulissenartig ziehen sich die kuppenreichen Bergketten im bunten Gewirr um uns hin, und nur schwer kann sich der Naturfreund von dem prachtvollen Landschaftsbilde trennen.

In einem großen Bogen wendet sich die Leba nun nach Norden und dann nach Westen, um bei Lanz südwestliche Richtung einzuschlagen. Breiter wird das Tal, auf seiner Südseite von bewaldeten, kegelförmigen Bergreihen begrenzt, die sich in klaren Linien vom Horizonte abheben, der Nadelwald des Oberlaufes des Fließchens ist gemischtem Laubwalde gewichen, dessen zartes Grün besonders im Frühlinge die Gegend wie mit einem duftigen Schleier einhüllt. Alles überragt der 210 Meter hohe Dombrowa-Berg südwestlich von Boschpol. Von letzterem Orte kann der Tourist die Eisenbahn bis Lauenburg benützen, die hier die Leba überquert und dann dem Fließchen folgt, dem Reisenden bequeme Ausblicke in das Tal gestattend. Die nördlichen Berghänge werden allmählich niedriger, ihre Bewaldung nimmt ab, sie führen zu einem fruchtbaren Hochplateau über, das reich besiedelt ist.

Das aufstrebende östliche Städtchen Pommerns zählt gegen 13 000 Einwohner und liegt in reizender Lage in einem weiten Talkessel am Fuße der parkähnlich bewaldeten 60 Meter hohen Wilhelmshöhe. An die wechselvolle Geschichte Lauenburgs erinnert das alte Deutsch-Ordensritterischloß an der Leba, das in seinem grauroten Mauerwerk das Amtsgericht beherbergt, der Epheturm, die Jakobikirche mit dem mit einem Satteldache gekrönten Turme und noch so manches alte Gebäude. Es pulsiert in dem Städtchen ein lebhaftes Treiben in geschäftlicher und industrieller Beziehung. Leider hat die Zündholzfabrik, die vor der Zündholzsteuer gegen 500 Arbeitskräften Brot gab, ihren Betrieb infolge der Steuer bedeutend einschränken müssen. Die Nähe der westpreussischen Grenze macht sich in Lauenburg in dem starken Prozentsatz katholischer Einwohner bemerkbar, was auch die beiden Kirchen bereits rein äußerlich anzeigen, denn die Jakobikirche erscheint größer als die St. Salvator-Kirche.

Nachdem die Leba bei Lauenburg den Ruhbach aufgenommen, wendet sie sich in einem breiten Tale nach Westen, aber ihr eiliger Lauf ist bereits sehr gemäßigt worden, das bisher so klare Wasser nimmt eine dunkle Färbung an, die dann allmählich in ein intensives Schwarz überzugehen scheint, je weiter das Flüsschen sich dem Lebamoor nähert, noch aber wird es von Höhenzügen zu beiden Seiten begleitet, tritt doch der hinterpommersche Höhenrücken mit ganz stattlichen Erhebungen von 112 bis 143 Metern bis an den Schienenstrang, der nach Danzig führt, heran und muß von diesem durchbrochen werden. Er hält sich zunächst südlich vom Lebaflusse, welcher bei Lieschnitz in einem Knie nach Nordwesten abbiegt. Weisen die südlichen Verggüge, die das Tal des Flüsschens einfassen, auch noch westlich von Lauenburg ganz beträchtliche Erhebungen auf, so verflachen sich die nördlichen Randberge immer mehr. Kulmartig überragt der 115 Meter hohe Schlüsselberg bei Klein-Zannelwitz seine viel niederen Kollegen und gestattet einen Einblick in das ganze westliche mittlere Lebatthal, dessen Vergränder mit dunklem Nadelwalde bestanden sind und in schön geschwungenen Linien dem Flusse folgen, dessen Unterlauf bei Chohlow beginnt. Immer breiteren Raum nehmen die saftigen Wiesen zu beiden Seiten des Flüsschens jetzt ein, von unzähligen Gräben und Kanälen durchschnitten. In ca. 50 Kilometer langem Laufe zieht sich der von Friedrich dem Großen angelegte *Brenkenhofskanal* durch die grünen Matten, dazu bestimmt, die überschüssigen Wassermengen schneller nach dem Lebassee abzuführen. Von Osten und Westen führen Dämme durch die sumpfigen Moorniesen bis an die Leba heran. Die Wiesen sind hier so niedrig gelegen, daß selbst im Sommer bei größeren Regenperioden die Leba mit ihren vielen Seitengräben und Kanälen regelmäßig über die Ufer tritt, sodaß dann nur die Dämme aus dem Wasser aufragen. Im Lebamoor besitzt auch der *Kaiser bei Brenkenhofskanal* ein ausgedehntes Moorgut, auf dem blühende Moorkulturen und eine ausgedehnte Viehzucht Zeugnis von der Besiedlungsfähigkeit trockener gelegter Moore ablegen.

Träge fließt das Flüsschen jetzt dahin, das am Lebassee dann das gegen 30 Kilometer lange Lebamoor in nordwestlicher Richtung durchschneidet, um bei Speck und Dambin in den Lebassee, Sinterpommerns größtes Gass, einzutreten. Trostlos ist die Oede, die die weiten Wiesenflächen dem Auge bieten, wenn wir von der bei Pöbloß liegenden 52 Meter hohen Erhebung einen Blick über die Gegend schweifen lassen. Südlich umgrenzt ein niedriger Verggranz, der sich bis zu den fernen Lupowbergen hinzieht, die im Westen von dem langgestreckten Massiv des Rebeckol bei Schmolsin überragt werden, das Moor. Dunkel wie

dessen Wiesenmatten, blauen die Nadelwälder der Bergketten auf. Licht, Schönheit bringen nur die vielen Wasserläufe und der Lebafee in das melancholische Bild; wenn der Sonne Glutenvagen am klarblauen Himmel dahinzieht, dann leuchtet es auf in goldenen und silbernen Reflexen und huscht über die unendliche Einöde, ihr warme, lichte Töne verleihend; der Grundzug der Schwermut aber, die über die Gegend gebreitet liegt, zeigt sich so recht bei bedecktem Himmel oder wenn graue phantastische Nebelschwaden über Moor und See wallen und sich krampfhast darin umhertollen oder prozessionsartig, feierlich dahinschweben, als seien Elfenwesen herniedergestiegen. Schaurig schön ist dann das Moor in seinem trostlosen öden Einerlei. In diesen Winkel zogen sich die Wenden vor den ins Land kommenden Deutschen zurück, aber selbst in die pommerische Kaschubei drang das Germanentum, ohne Anwendung von äußerem Zwang sind die Lebakaschuben vollkommen eingedeutscht worden, sodaß das Kaschubische ganz ausgestorben ist. Kein Mensch versteht hier dieses Idiom noch.

Zwischen der See und dem Lebafee zieht sich die schmale, zum großen Teile aufgeforstete Dünenkette der N e h r u n g hin, die jenseits der Mündung der Leba in den sogenannten Wollsäcken ihre Fortsetzung als Nehrung zwischen dem Sarbsker See und der Ostsee hat. Aus der östlichsten Einbuchtung des Lebafees tritt das Fließchen dann wieder aus dem Wasserbecken aus, um der nur einige Kilometer entfernten Ostsee langsam zuzufließen, an dem stillen Leba vorbei, dessen Kirchlein und roter Bahnhof als Wahrzeichen des wohl kleinsten pommerischen Städtchens uns schon von ferne grüßen. Ruhe und behagliche Stille herrschen in den wenigen kleinen Straßen des Ortes, dessen Hafen nur für Fischerfahrzeuge in Betracht kommt, da die Münde mehr und mehr versandet, trotzdem fortwährend Baggerungen vorgenommen werden. Auch als Seebadeort ist Leba von dem großen Verkehr noch nicht entdeckt, trotz seiner hohen Dünenkette und seiner wechselnden Ostseesteilufer, gegen die das Meer einen unaufhörlichen Vernichtungskampf führt.

Die Dünen bei Leba ruhen nämlich zum Teil auf einer ehemaligen Moorablagerung, und nun arbeiten die Wogen ständig daran, den Strand abzuwaschen und fortzunehmen, große Stücke Torf reißen die entfesselten Elemente los und führen sie mit sich. In großer Gefahr schwebt so auch das Lebaer Kurhaus, da das Meer ständig weiter vordringt. Augenblicklich scheint der Mensch in diesem Gigantenkampfe noch einmal Sieger geblieben zu sein, aber wie lange? Eine andere Gefahr für das Binnenland bedeuten die Wanderdünen, die auf ihrem Wege vom Meere in das Binnenland alles Leben unbarmherzig vernichten. Ihrem Vordringen hält kein Wald, kein Zaun Stand, alles wird

von dem erbarmungslosen Flugsande eingehüllt und erstickt, und über Leichen weiter geht der Zug des losen Sandes, bis es dem Menschen gelungen sein wird, die Dünen durch Anpflanzungen festzulegen. Sowohl östlich als auch westlich von Leba kann man dieses grandiose Zerstörungswerk beobachten.

Dem stillen Leba den Rücken kehrend, schritt ich über die Lebabrücke und weiter den Sandweg dahin, der sich durch die Wiesen nach der bewaldeten Nehrung zieht. Einsam wars um mich, einsam blieb's auf dieser stundenlangen Wanderung. Schweigen herrschte in dem aus gemischtem Bestande zusammengelesenen Hochwalde, von links bligte durch die Büsche und das Brombeergerant hinter einem Schilfranze der silberhelle Seespiegel auf, in den Baumkronen aber zirpte und flötete es in prächtigen Akkorden, und über alles huschte blinkendes Sonnen- gold.

Da tauchen einige wenige kleine Häuschen aus dem Grün vor mir auf, das Fischerdörfchen Runke ist es, aber es scheint, als ob das Idyll ausgestorben ist, kein Mensch läßt sich sehen, nicht einmal ein Plattnäschen Jung-Runkes quetscht sich an irgendeiner Fensterscheibe, Einsamkeit scheint auch hier zu herrschen. Draußen auf dem See aber zeigen rote Segel, wo die Bevölkerung zum größten Teile weilt. Welch ein Leben entfaltet sich auf dem blinkenden Wasserspiegel. Langsam durchfurchen dunkle Segelboote mit roten und grauen Segeln die kühlen Fluten, überzogen mit flüssigem Feuer. In den zahlreichen Buchten tummeln sich tausende und abertausende von Wildenten, Tauchern, Möven und anderm Wassergetier und erfüllen die Luft mit melodischem Geschrei. Hart am Seeufer, in den Dünen etwas ansteigend, führt der Weg im Schatten der hohen Bäume dahin, links zieht sich nach dem Ufer zu niederer Erlens- und Weidenbruch, zu beiden Seiten aber klettert Gebüsch dahin, aus dem zuweilen mit mächtigem Gesurr ein starkes Volk Rebhühner urplötzlich, den einsamen Wanderer erschreckend, abstreicht.

Dann umfängt mich wieder tiefe Einsamkeit, der Seespiegel wird durch ein Erlengehölz meinen Blicken entzogen, über mir rauscht es in den Baumkronen, von ferne dringt des Meeres monotoner Sang herüber.

Plötzlich ist der Weg zu Ende. Sand, weißer, gelblicher Sand, aufgetürmt zu Bergen und Schroffen, dehnt sich vor mir aus. Urplötzlich scheint alles Leben gebannt zu sein. Steil wälzen sich die Sandmassen in den Lebasee, kein Schilfstreifen säumt an dieser Stelle, an der die Wanderdünen den See erreicht haben, das Ufer ein. Ein toter, weißer Strand dehnt sich am Fuße der Dünen hier aus, auf den die Wellen des Sees branden. Kein Weg führt in diese Sandwüste hinein, und doch

müssen wir sie durchschreiten, wenn wir das andere Ende des Weges erreichen wollen. Auf eine ganze Strecke ist der Sand hier in den See geweht worden, und immer neue Sandmassen ladet der Wind ab.

Weiß, gleich einem Gletscherfeld, zog sich vor mir eine Sandwand langsam in die Höhe, oben einen richtigen spitzen Gebirgsgrat vortäuschend, der den Blick in die Sandwüste vorerst verschloß. Vorsichtig mit dem Stabe mich weiter tastend, betrat ich die trügerische Fläche, doch mein Fuß sank kaum merklich ein, der Regen hat den Sand festgelegt. Langsam gewinne ich die Höhe, auf der ich bis ins Innerste ergriffen stehen bleibe. Welch ein Anblick! Soweit der Blick reicht, dehnt sich vor mir eine graufige Wildnis aus, eine Landschaft voller Kluppen, Schroffen, Grate und Täler, und über dem allen lastet das drückende Schweigen des Todes, kein Leben, ringsum Sand, alles eifiges Schweigen!

Langsam überschreite ich den Grat und ziehe vorsichtig einer Talsalte zu, der ich folgte. Allein bin ich in dieser grausen Landschaft, die welkenfern von allen Kulturzentren entfernt zu liegen scheint, und dennoch hat die ganze Lebanehrung nur eine Länge von gegen 18 Kilometer. Drückend legt sich das Schweigen der toten Landschaft auf unser Gemüt, der Fuß eilt, aus dieser Wildnis herauszukommen, und froh atme ich auf, als nach einiger Zeit das Grün des Weges, der Seespiegel mit seinem tausendfältigen Leben wieder vor mir auftaucht.

Hart am Seeufer geht es den sandigen Weg weiter, zur Rechten die bewaldete Dünenkette, zur Linken Bruchwald oder weite Strecken hohen Schilfes, in weiter Ferne flüssiges, aufblinkendes Gold und Silber, das der Seespiegel zurückwirft. Endlich komme ich an einigen niederen Fachwerkhütten vorbei, die Fischer sich hier errichtet haben; nur ein alter, knorriger Fischer sitzt vor einer Hütte. Staunend sieht er auf, meinen Gruß vor lauter Staunen nicht erwidern. Lange sieht der biedere Alte mir nach, denn Wanderer auf der Nehrung werden nicht so bald angetroffen, sie bilden eine Seltenheit, die genügend bestaunt werden muß.

Von drüben ragt der dunkelbewaldete Nebekol auf und lockt mit Allgewalt auf seinen Gipfel, der sich fast 115 Meter höher als das zu seinen Füßen sich ausdehnende weite Lebamoor erhebt. Rechts streckt gleich einer riesigen Esse der Scholpiner Berg seinen Leuchtturm in die Lüfte. Sand, Sand und abermals Sand gilt es zu überwinden, wenn man den einsamen gegen 50 Meter hohen aufgeförfeten Dünenberg erklimmen will, denn auch auf dem zur Höhe führenden Laufstege aus Holz hat sich der heimtückische Gefelle zumeist niedergelassen. Da ich die Besteigung des Nebekol im Auge hatte, ersparte ich

mir den Besuch des Leuchtturms und strebte dem einige Kilometer entfernten Schmolfin zu, das sich am Ostfuße des wuchtigen Bergmassivs hinzieht. Am stillberträumten dunklen Dolgensee führt der Weg aus der Dünenkette hinaus in die dem Moore abgewonnenen schwarzen Ackerflächen. Eine Stunde später stand ich wieder einsam auf stiller Höhe. Mühsam war ich in dem losen Sande besonders den letzten Teil des steil in die Höhe führenden Berges emporgeklommen. 115 Meter sind ja für einen Bergsteiger gar nichts; wenn sie sich aber plötzlich aus der nur wenig über dem Meeresspiegel liegenden Ebene erheben und der Weg in losem Sande bergan führt, dann wird die Kragelei, zumal nach einer stundenlangen Sandwanderung, doch als etwas Anstrengendes empfunden werden. Aber ich wurde für meinen vergossenen Schweiß auch herrlich belohnt.

Auf dem höchsten Punkte des Nebekol erhebt sich eine aus starkem Balkenwerk gezimmerte hohe Aussichtstanzel über den Hochwald des langen Bergriegels. Weit in die Lande schweift von hier aus der Blick, da lag nun das einsame Lebamoor mit dem großen Wasserbecken, umrahmt von den niederen Bergketten vor mir ausgebreitet gleich einer Reliefkarte. Greifbar nahe ragt im Norden die schmale Dünenkette der Nehrung, der auf dem Scholpiner Berg liegende Leuchtturm auf, weiter westlich schimmert es weiß aus dem Grün des schmalen Bandes der Dünen, die hier abermals eine Nehrung bilden. Davor blaut, ebenfalls eine Meeresbuchtung vortäuschend, ein großes Wasserbecken auf, der Gardesche See, der Mündungssee der Lupoiv, der mit dem Meere ebenfalls durch einen schmalen Flußarm in Verbindung steht. Weiter reicht der Blick bis über Stolpmünde hinaus. Nach Süden liegt die Gegend bis zu den fernen oberen Stolpebergen ausgebreitet vor uns, können wir in das romantische Lupoivtal Einblick nehmen, und überall eingestreut in das farbenprächige Bild der überaus kuppigten Landschaft die kleinen Ortschaften. Im Norden leuchtet bis an den fernen Horizont des heimischen Meeres Wellenglanz, und über dem schönen Bilde spannt sich der klarblaue lachende Himmel, breitet das große Tagesgestirn Leben und heiteren Glanz. Sanft umfächelt uns der Seewind und spielt in den Kronen der Föhren zu unsern Füßen eine gar geheimnisvolle Melodie auf, flüsternd und kosennd dringt sie herauf und nimmt die Gedanken gefangen: Waldeszauber, Waldespoesie, Waldesweben, Heimatlänge.



Das Tal der Lupo^w.

Vom Nebekol bei Schmolzin aus nehmen wir Einblick in drei der schönsten Flußtäler der Heimat: Leba^s, Lupo^w und Stolpe^{tal}. Alle drei Flüsse sind Bergkinder und müssen sich durch den Höhenrücken hindurchzwängen. Sie entspringen fast an der gleichen Stelle in Westpreußen resp. an dessen Grenze: die Lupo^w. Letzteres Flüsschen ist demnach ein rein pommerischer Wasserlauf, nimmt aber doch die Bukowin eine kurze Strecke von seinem Ursprung entfernt, mit ihren Wassermassen aus Westpreußen auf. In der letzteren haben wir recht eigentlich den Quellarm zu erblicken. Er entspringt nur einige Kilometer von der Lebaquelle entfernt; noch etwas weiter westlich kommt auch die Stolpe zutage. Gleich der Leba hat auch sie, ehe sie ins Pommerland eintritt, mehrere bergumrahnte größere See^{beden} zu durchfließen. Alle drei Bächlein, Leba, Lupo^w und Stolpe, haben auch das gemeinsam, daß sie es nicht erwarten können, ins Tal zu gelangen. Ungestim und wild stürzen und purzeln sie dahin in ihren engen Betten über Findlings- und Trümmergestein. Bergklar ist ihr Wasser, in dem die Forelle sich sonnt und kühne Luftsprünge unternimmt. Einsam ist es an ihren Oberläufen. Bergauf, bergab zieht sich dunkler Forst, unterbrochen von saftigen Wiesenmatten und blinkenden See^{spiegeln} dahin.

Und nun, geneigter Leser, komm und begleite mich im Geiste auf Wanderungen und Streifzügen in diese Bergwelt, in die verschwiegene Flußtäler. Begeben wir uns zunächst in die interessantesten Teile des Lupo^wtals.

Dunkel bewaldete Kuppen engen die hart an der westpreußischen Grenze im Bittower Kreise entspringende Quelle ein. Aber nicht lange hat das Bächlein gesprungen, dann nimmt es der Bobrower See auf, den es wieder verläßt, um den 6000 Morgen großen Jassener See (113 Meter über dem Meeres^{spiegel}) zu durchfließen.

Wald und Kuppen, soweit das Auge reicht, fassen das langgestreckte, mit Bruchwald umstandene, Inseln umschließende Wasserbecken ein. Aber Ruhe und Frieden, kein Essenrauch, kein Surren von Dampfmaschinen stören den Frieden dieses Idylls, das mit der Bittow-Lauenburger Bahn von Station Neukrug oder Jassener See bequem zu erreichen ist.

Würziges Waldodeur, Waldeszauber umfängt uns, wenn wir von Station Jassener See aus durch den dunklen Nadelforst dem verträumten See zuweilen, der dann in einer Bodensenke zu unseren Füßen im goldenen Sonnenlicht aufblüht und das Licht des großen Tagesgestirns in flammenden Reflexen zurückwirft.

Einsam ist's hier um uns, liegen doch nur das Dörfchen Lupowitz am Südbesstrande und auf der anderen Seite Jassen und noch zwei kleinere Ansiedelungen an seinem Ufer. Golden leuchtet es zuweilen aus den kleinen Fensterscheiben der kleinen Häuschen, die aus dem Grün hervorschimern, auf; aber auch wenn die Oktobernebel brauen und die lachende Vergewelt ringsum in düstere Tinten getaucht erscheint, der lange, flußartige Seespiegel ein trübes Grau angenommen hat, wandert es sich durch den schweigenden Forst auf weichen Sandwegen herrlich, fintemalen die Phantasie an dieser heizumstrittenen Stätte (zwischen Ritterorden und Polen) gewaltige Purzelbäume schlagen kann.

Nach etwas über einer Meile langen Wanderung am Seeufer im schweigenden Forst entlang, ständig den Blick auf den See und die drüben aufblauenden Bergkuppen, die sich in unendlicher Reihe bis nach Westpreußen dahinziehen, überragt von dem mächtigen Massiv des 216 Meter hohen Lärnstanzenberges hinter Jassen, erreichen wir dann den Ausfluß der Lupow. Surtig springt das Wasserlein zwischen niederen Bergzügen dahin, um im schnellen Gefälle in rein nördlicher Richtung weiter zu eilen, bis das Wasser der Bukowin ihm nicht nur bedeutenden Zufluß bringt, sondern es durch seinen Druck in westlicher Richtung abschiebt. Im großen Bogen nähert sich die Lupow, immer begrenzt und eingefast von Bergriegeln, Ruppen und Aulmen, wieder dem Jassener See bei Damerlow. Von hier an verfolgt das Flüsschen dann im großen ganzen eine nördliche Richtung, begleitet bis Lupow von prächtiger Chaussee.

In unaufhörlichen Windungen zieht sich das silberhelle Wasserband durch das Gewirr der vielen Bergfegeln, die stellenweise über 100 Meter hoch sind. Enger werden die Siedlungen auf diesem Teile des Flußlaufes. Freundlich grüßen die Fachwerkgehöfte mit den malerischen Strohdächern, die alten Herrensitze in ihren nüchternen Baustrilen aus dem Grün hervor.

Welkenfern vom Hasten und Treiben des Alltags glaubt der Wanderer hier zu sein. Bunter Blumenflor sprengelt gelbe, rote, bläuliche Tupsen in das frische Wiesengrün; gaukelnde Falter, flinke Libellen, fleißige Bienen schweben dahin; in den Lüften und Bäumen aber singt und klingt es allertwegen im vielstimmigen Chorus zur Ehre des Welkenmeisters. Vom klarblauen Himmelssdome wabt Helios Glutentwagen flimmernden Glast hernieder, daß es ausgleißt von flüssigem Gold und Edelgestein, und in der Brust wird es so hell und klingen und singen die Töne, daß selbst dem Griesgram die Augen übergehen und er einstimmen muß in das frohe Jauchzen und Jubilieren rings um ihn.

Das ist die Grundstimmung auf einer solchen Wanderung.



Nachdem der durchgehende Schienenstrang die Lupow auf ziemlich hoher Brücke überseht, tritt der Fluß jetzt in ein mehr tafelförmiges Plateau ein, in das er einen tiefen Einschnitt gegraben hat, um dann einen parallel der Ostseeküste laufenden Höhenzug mit zum Teil bis 100 Meter hohen Erhebungen zu durchbrechen. Dicht treten die bewaldeten Bergketten an das Flußufer heran und fallen steil dahin ab, namentlich in Viatrow und Dresow. Die höchste Erhebung dieses Bergriegels ist der Nebekol, um den die Lupow indes im Bogen herumgeht, um sich in südwestlicher Richtung in den Garbeschen See zu ergießen, der seinen Abfluß bei Robe in die Ostsee entsendet. Garbescher und Lebasee haben unstreitig in früherer Zeit ein einziges großes Seebecken gebildet, das infolge Ablagerungen mehr und mehr zugewachsen, bis dann das Moor, das heute zum Teil in Kultur genommen ist, die Wasserbecken trennte. Der untere Teil des Lupowtales ist durch die Stolper Kreisbahn (Kleinbahn) von Stolp aus bequem zu erreichen.



Im Stolpetal.

So bequem wie das Lupow ist das obere Stolpetal nicht zu erreichen, namentlich der westpreußische Teil mit den großen, von dem Fließchen durchflossenen Bergseen, und doch wird eine Wanderung durch diese Berg- resp. Waldpracht niemand gereuen, zumal sich in diesem Teile die Berge gar stattlich abheben von ihren vielen kleineren Nebenbuhlern auf anderen Teilen des Landrückens.

Bei Neufrug tritt die Stolpe als stattlicher Bach ins Pommerland ein und kommt dem Jassener See bis auf wenige Kilometer nahe, wendet sich dann aber in enger, vielfach gewundener Schlucht nach Westen.

Wald, soweit das Auge schaut, stolzer Hochwald, in dem es sich einsam wandert, begleitet das Fließchen, das in lauter Krümmungen und Windungen sich um die steil abfallenden Bergwände herumschlängeln muß. Selten trifft man auf einer solchen Wanderung hier einen Menschen an. Imposant aber heben sich die Wände der Bergketten aus der engen Schlucht empor. Eine Kuppe wechselt dort oben mit der anderen ab. Erstlettert man einen solchen Kulm, dann schweift das Auge über ein wunderbares Bergpanorama, das sich nach allen Rich-

tungen hin erstreckt, flußab- und aufwärts. Fast durchweg haben wir hier Höhen von 80 bis 150 Meter um uns.

Ein rechtes Idyll ist der Glambocksee und seine Umgebung. Leichte bewaldete Bergriegel umschließen das langgestreckte verträumte große Wasserbecken, dessen dunkle Wasser den Waldbesatz in prächtiger Photographie widerspiegeln. Hier erhebt sich die große Heberlandzentrale, die die Wasser der Stolpe und des Sees in elektrische Energie umwandeln wird, den Charakter des Landschaftsbildes aber nicht gerade verschönt.

In der Nähe des Glambocksees nimmt die Stolpe die Büttow auf, deren Tal zu den landschaftlich schönsten Gegenden des östlichen Pommerns gezählt werden darf.

Trotz der Vereinigung der beiden Wasseradern ist der Wasserreichtum der Stolpe noch nicht gar so groß geworden, und an einzelnen Stellen könnte es ein guter Springer wohl wagen, über den Fluß zu setzen, wenn er genügenden Anlauf und Absprung hätte, daran aber fehlt es zumeist, denn die Bergwände haben dem ungestümen Bergsohn enge Fesseln angelegt, die er nicht durchbrechen kann, obwohl er unwillig aufbraust und in tollem Jugendübermut dagegen anzukämpfen sucht.

Erst nachdem die Ramenz, aus niederem Tale kommend, sich mit der Stolpe vermählt, wird das Tal der Stolpe etwas breiter. Schmale Wiesenstreifen bilden nun zumeist die Ufer, die sich dann oftmals zu prächtigen, bunten Tälern verbreitern, durch die sich die Stolpe in silbergrauem breiteren Bände hindurchschlingelt in ungezählten Zickzacklinien. Diese Windungen behält die Stolpe bis zu ihrer Mündung bei.

Rechts und links begleiten Bergzüge den Sohn des Landrückens; als wollten sie dem freien Bergsohn den Weg verlegen und ihn abfangen, schieben sie sich ihm immer wieder riegelartig vor, so daß die Stolpe sich ständig neuen Austritt aus der Umklammerung suchen muß.

In diesen Teil des Stolpetales gelangen wir von Büttow aus oder aber von Kolziglow und Borntuchen (Stationen der Linie Zollbrück—Büttow).

Den übrigen Teil des so romantischen Stolpetales erschließt die Stolpetalbahn von Stolp aus.

Sehr lohnend ist eine Fahrt nach Nuttrin, bei welchem Dorfe der 159 Meter hohe Nuttriner Berg eine umfassende Fernsicht bis nach der in der Luftlinie wohl 6 Meilen entfernten Ostsee und weithin in die Lande bietet.

Als ich meinen Einzug in Nuttrin hielt, machte sich das erste Leben des jungen Sonntags unter der Jugend bemerkbar. Schon war ich mehrfach Kindern begegnet, die den Fremdling zwar anstauten, aber doch freundlich mir einen „guten Mor-

gen“ boten. Nun aber, kurz vor dem Gasthose, sollte ich ein Idyll erleben, das in seiner Eigenart einzig anzuschauen war. Ein reizender Blondkopf, ich schätzte ihn auf vier bis fünf Jahre, tummelte sich vor einem etwas von der Straße zurückliegenden Fachwerkgehöft im — Hemde. Dann wurde die zukünftige Muttriner Schöne wohl von der Neugierde geplagt und näherte sich eilends der Straße, um mich mit ihren Blauäuglein anzustarren. Ein reizendes Genrebildchen, das wohl wert gewesen wäre, von einem Knipser aufgenommen zu werden.

Das Wahrzeichen für Muttrin ist das bei dem Orte aufragende Bergmassiv mit der großen weithin sichtbaren Linde. Ein schluchtartiger Sandweg führt, nachdem man die letzten kleinen Gehöfte hinter sich gelassen, hinauf. Zunächst gelangt man auf einen basaltartigen Vorsprung, der mit Ginster und einigen kleinen, vom Winde arg zerzausten knorrigen Föhren bestanden ist, zuweilen ragen auch einige niedrige Wacholderbüsche aus der dürftigen Vegetation auf. Von dieser Kuppe aber hat man einen schönen Ausblick auf die bewaldete Bergkette jenseits der Stolpe, zu unsern Füßen blinken die Dächer in ihrem Schwarz, Rot und Grau aus dem Grün der Bäume hervor. Weiterer, klarblauer Himmel, goldiger Sonnenschein überall, wohin das Auge blickt. Es ist ein schönes Fleckchen Erde, das man wohl mit Thüringen vergleichen könnte, wenn eben nicht der echt pommerische Sand und die Föhren uns daran erinnerten, daß wir viele, viele Meilen nördlicher uns befinden.

Der Weg führt in einen niedrigen Buschwald hinein, Birken, Kiefern, Fichten, Ebereschen und einen Ahornstamm sieht das Auge. Aber in diesem Wäldchen klingt und singt es. Der Meisen lustige Schar zwitschert, hoch oben im Himmelsdome jubiliert die Lerche, der Goldammer melodischer Gesang vervollständigt den Jubelchor der kleinen besiedelten Musikanten, die hier ihre Morgenandacht zur Ehre und zum Lobe des Weltenschöpfers verrichten. Singen, Summen und Raunen überall in diesem einsamen Walde. Es ist, als ob die Gottheit durch ihn schreitet, andächtig lauscht das empfängliche Herz der Offenbarung, die aus der Natur zu uns spricht, und still und feierlich wird einem zu Mute, wenn man in den dichten Schatten der mit ihren Nesten weitausholenden vielhundertjährigen mächtigen Linde tritt.

Schweigen herrscht hier, nur das Wipfelrauschen, das Jubilieren der besiedelten Sänger und das Gesumme der Insekten umflingt uns wie fein abgetönter Orgelton. In andächtigem Schauer läßt das winzige Menschenkind den Blick in die Lande schweifen. Weit nordwärts bis zur fernen Dünenkette der Ostsee liegt die Gegend vor uns, wie auf einer Profilkarte. Bei

besonders klarem Wetter soll man von dieser Linde aus sogar das Blitzen des Ostseewassers sehen können, so sagte man mir. Nun, ich hatte kein Glück, denn eine Dunstwand schloß die Dünenkette ab, von der sich der Regel des Nebefols und das Scholpiner Leuchtfeuer abhoben. Hier könnte man lange Zeit im kühlen Grafe, im Schatten des Baumdomes liegen und träumen mit offenen Augen, und nur widerstrebend trete ich endlich den Rückweg an.

Bangsam schlendere ich den Weg zurück, fortwährend den schon beschriebenen schönen Ausblick genießend. Da setzen zwei Rehe in fluchtartigen Sätzen über den Weg, um bald darauf den Blicken im Walde zu entschwinden. Die Budower Berge begrenzen zwar vor mir den Ausblick, aber die bläuliche Bergkette bietet so viele Kuppen, daß man sich nicht satt an diesem Panorama sehen kann.

Ich schlage nun den Weg nach Groß-Ganssen ein und werfe nochmals einen Blick auf Muttrin mit seinem Rittergute, seinen im Grün verschwindenden Dächern und dem überragenden Bergmassiv mit der beherrschenden Linde.

Es wird etwas lebhaft auf der Straße. Mehrere Fußgänger und einzelne Fuhrwerke kommen nach Muttrin zu, dann wird es einsam um mich, nur die Sonne ist meine treue unermüdliche Begleiterin, und meint es schon in dieser frühen Vormittagsstunde recht gut. Allmählich steigt die Straße bergan. Hat man die Höhe erreicht, so zieht sich zur Linken in weiter Ferne gleich einem fernen Wunderlande die schwarzbläulich schimmernde Bergkette der Stolpe hin. Wohl weiß ich, daß Vergleiche mißlich sind, aber dieser Höhenrücken erinnert in vieler Hinsicht an den Rücken des sächsischen Erzgebirges. Die Täuschung wird um so größer, als der Bergrücken vielfach von Tälern durchschnitten wird und seine Kuppen deshalb kullissenartig wechseln. In dieser Hinsicht ähnelt er aber auch dem Thüringer Walde. Zu beiden Seiten der Straße ist das Terrain wellig und kuppig. Nach einiger Zeit biegt von der Straße eine schluchtartige Einsenkung halbrechts ab, die scheinbar auf eine ferne bewaldete Bergwand zuführt. In weiter Ferne läßt der Auckud seinen Ruf ertönen. Dann tauchen die ersten Dächer von Groß-Ganssen auf.

Links liegt ein Teich, an dessen anderem Ufer der Weg nach Budow führt, zur rechten Seite steht eine Holzscheune, braun geteert, mit schwarzem Pappdach. Voraus wird der Blick durch eine Baumgruppe gehemmt, sie gehört dem Friedhof an, der hier am Eingange uns als ein warnendes Memento moril erscheint. Ruhe herrscht hier. Das Grün der üppigen Vegetation aber läßt keine düstere Stimmung aufkommen, zeigt es uns doch, daß der Tod von dem Leben überwunden ist, und der

sich jetzt auch vor uns auftuende Durchblick auf die ersten im Grün fast verschwimmenden Dächer des Ortes führt uns sofort wieder zu den Lebenden. Die schönen alten Linden an der Straße spenden Schatten, in rascher Folge wechseln nun die malerischen Fachwerkgebäude mit den Strohdächern und die kleinen Massivgebäude ab. Ueberall aber umrahmt das Grün der Bäume, Sträucher und Schlinggewächse die Gebäude. So sah ich an einem Gebäude mehrere türkische Dornsträucher, die mit ihren Stämmen fast Stryngen glichen. Es ist lange her, daß ich dieses früher viel angebaute üppig wachsende Schlinggewächs, das auch Teufelszwirn genannt wurde, in Stammform gesehen habe. Dann bin ich am reizend gelegenen Dorfe angekommen, zu dessen Seiten die Gehöfte malerisch gruppiert gebaut sind. Am anderen Ende des Teiches liegt die aus Ziegelsteinen erbaute Schule. Das langgestreckte Dorf wechselt jetzt mit kleinen Massiv- und Fachwerkgebäuden ab. Von letzteren zieht besonders ein äußerst malerisches links der Straße die Blicke auf sich. Uebermals komme ich an einem Teich vorbei, dann tritt der Höhenrücken jenseits des Dorfes wieder mehr in die Erscheinung und schließt den Ausblick ab.

Nach einiger Zeit führt der Weg an hohen Böschungen vorbei nach Klein-Ganssen hinab. An der Straße wiegen schlanke Birkenstämme im Winde ihre Wipfel, der Wald auf der Höhe zeigt auf einer Stelle einen schönen Eichenbestand. In Serpentinien gehts ständig in das Stolpetal hinab. Bald tauchen dann aus dem Grün die ersten schwarzen Dächer Klein-Ganssens auf, welch letzteres in einem Talleßel wunderbar eingebettet ist. Das Rot der Ziegeldächer in seinen verschiedenen Abstufungen, das Schwarz der Papp- und Strohdächer, das dann mehr und mehr hervortretende Rot, Weiß und Gelb der Gebäude, das gestrichene Balkenwerk des Fachwerks verbinden sich mit dem umkränzenden Grün zu einer wunderschönen Farbenharmonie, abgeschlossen wird das schöne Bild durch die hochanstrebenden Bergwände, von denen die Juliushöhe und der gegenüberliegende Schloßberg wohl die schönsten Naturschätze dieses Stückchen pommerschen Thüringens in sich schließen.

Das schöne Bild hat man nun ständig vor Augen. Zur Linken des Weges dehnt sich eine Wiese aus, auf der das Heu gemäht in langen Reihen liegt, durch die bedächtig und gravitätisch Freund Uebar dahinschreitet, gleichsam als überlege er, was für Bestellungen er noch auszuführen habe. Die üppigen Getreidefelder gleichen dem bewegten Meere und sind in ständiger auf- und abbrandender Bewegung.

Am Rittergut vorbei betritt man den Ort. Das Gutshaus liegt weit von der Straße idyllisch inmitten der Gehöfte und macht einen anheimelnden Eindruck. Dann führt der Weg

an der ziemlich großen Kapelle der Altlutheraner vorbei nach der Stolpe, die wir auf schöner, breiter Brücke überschreiten. Das klare Gewässer schießt hier gleich einem Gebirgsflusse dahin, nur daß der Untergrund nicht steinig zu sein scheint. Am jenseitigen Ufer liegen noch mehrere kleinere Gehöfte und Häusergruppen, die das Auge vorher nicht erschauen konnte. Ein Bild tiefen Friedens bietet sich uns dar.

Im Gasthofs, dessen Inhaber auch die Post zu verwalten hat, traf ich den Förster Zaddach, der sich mir als Führer sofort zur Verfügung stellte und mir ein Fleckchen Erde zeigte, wie man es idyllischer in unserer Gegend wohl sobald nicht antrifft. Wir gingen über die Brücke zurück und durchquerten dann den Teil des Ortes, in dem die Schule liegt. Die Häuser sind hier in der Mehrzahl aus Steinsachwerk erbaut. An alten Eichen vorbei, durch den sauber gehaltenen Wald schritten wir einem Bergfegeln zu, dessen Baumgrün wir vorher schon bewundert hatten. Auf schönem Wege traten wir in die Buchenhallen der Juliushöhe. Schluchtenreich ist dieser Bergfegeln, in dem es geheimnisvoll rauscht und plätschert. In zahlreichen Windungen eilt ein geschwätziger, wasserreicher Bach über Steingeröll und Steine hurtig zu Thal und erfüllt die Luft mit seinen Erzählungen von seiner Freiheit. Bald bleibt er tief unter uns, bald begeben wir uns hinab. Immer neue Reize dieses Idylls erschließen sich dem Auge, aber auch die Romantik, deren Gebiet alte Burgen sind, kommt zu ihrem Rechte. Zwar ist es keine Burgruine, die in den Berg hineingebaut ist, sondern nur eine aufgegebene Mühle, die der Bach neben der jetzt noch bestehenden einst trieb, aber immerhin ist es doch eine Ruine, die der Zahn der Zeit bald ganz zerstört haben wird, wenn hier nicht eingegriffen wird. Mit wenig Mitteln ließe sich aus dem Mauerwerk eine schöne Sommerfrische errichten, in der es sich, fernab dem Getriebe der Welt, wunderbar wohnen ließe. Ueberhaupt eignet sich Al.-Ganssen seiner einzig schönen Lage wegen zu einem Ferienaufenthalt für Ruhebedürftige. Ruhe ist hier im reichsten Maße geboten, dazu Gelegenheit, in den schönen Bergen in ozonreicher Luft herumzufrayeln, umgeben von einem treubiedereren Menschenschlag. Alle Bedingungen für eine Sommerfrische erfüllt der Ort in reichstem Maße, allerdings nur für wirklich Ruhebedürftige, die das rauschende Leben und Treiben eines Badebades entbehren können und wollen.

Auf Serpentin waren wir auf den Gipfel geklettert, umrauscht von dem Geflüster der Baumkronen und dem Murmeln des Baches. Von drüben ragt der majestätische Schloßberg auf, umplätschert von der Stolpe, die eilig zu Tale eilt, schnurstracks auf die Juliushöhe zu, an deren Fuße sie sich wiederum hinschlängelt. Fast schwarz erscheint ihr Wasser dort tief unter uns. Ihr

Anblick, wie überhaupt der der Umgebung kann uns fast vortäuschen, in dem vielgepriesenen Schwarzatal in Thüringen zu sein. Gewiß sind dort die Berge höher, aber die Gliederung der Bergketten ist dort die gleiche wie hier, die Breite der Stolpe zu unseren Füßen stimmt mit der der Schwarza überein, nur die Felsblöcke, über die die Schwarza dahineilt, scheinen hier zu fehlen. Ich konnte wenigstens keine erblicken. Auf der anderen Seite der Juliushöhe hat man dann, nachdem der Naturtanzplan hinter uns liegt, noch einen großartigen Ausblick auf die Bergketten. Auf einem richtigen Berggrad schreiten wir an den beiderseitigen tiefen Abhängen dahin, doch kann selbst der Mengstlichste diesen Pfad betreten, reichen doch die Bäume mit ihren Laubkronen bis oben hinauf, sie klimmen vom Tal auf die Höhe, sodaß ein Absturz schwer auszuführen sein dürfte.

Niedriger werden nunmehr die Berghänge, breiter die Wiesen im Tale, die die Stolpe in Windungen durchfließt. In einem großen Talkessel liegt Stolp, zwischen Stettin und Danzig die bedeutendste Stadt, zu beiden Seiten der Stolpe. Wer zuerst das türmereiche Stadtbild von der Bahn erschaut, wird zugleich über die Bedeutung der Stadt, die über 35 000 Einwohner zählt und 1910 ihr 600jähriges Jubiläum als deutsche Stadt feiern konnte, als Zentralpunkt des östlichen Pommerns aufgeklärt. Reges Geschäfts- und Gesellschaftsleben pulsiert in den Mauern dieser Mittelstadt, die alle Errungenschaften der Neuzeit sich zu Nuze gemacht hat. Die neueren Teile durchziehen breite Straßen, mit modernen Häusern bestanden, und nur die ehemalige alte deutsche Stadt weist mit ihren Bauten auf die Altertümlichkeit Stolps hin. Eisen-, Holz- und Stärkeindustrien, Mühlenwerke usw., sowie ein ausgedehnter Handel in Spiritus, Getreide, Landesprodukten und Vieh bilden die Haupterwerbsquellen der werktätigen Einwohnerschaft. Schöne Schmuckplätze, Kaiser Wilhelm I., Bismarck- und Blücherdenkmal, viele stilgerechte Gebäude dienen der Stadt zur Zierde, die in den letzten Jahrzehnten in gesunder Weise sich unaufhaltsam ausgedehnt hat.

Nur 17 Kilometer in der Luftlinie liegt die Ostsee entfernt. Die Stolpe aber fließt in wohl gegen 6 Meilen langem Laufe dorthin. Mit den steilaufstrebenden Bergwänden des benachbarten unteren Lupowtales können sich die Bergriegel, die die Stolpe auf ihrem Unterlaufe begleiten, nicht messen, dafür aber ist das untere Stolpetal anmutiger. Ein Jdyll wechselt mit dem anderen ab, so daß eine Flußfahrt von Stolp stromabwärts zu den schönsten zählt, die man sich denken kann.

Nur vor Stolpmünde umsäumen nur noch mäßige Hügelwellen den Flußlauf, der hier durch Baggerungen schiff-

bar gemacht wurde und dadurch nun doch noch kurz vor seinem Austritt ins Meer gezwungen wird, schwere Lasten zu tragen. Stolpmünde ist der bedeutendste Hafen Hinterpommerns und weist regen Verkehr auf. Auch als Badeort genießt es guten Ruf und zeigt ständig wachsende Badefrequenz. Es ist der Hafen Stolps, welche letztere Stadt hier fast den gesamten Grund und Boden besitzt, denn das Stolpmünde gehörende Areal ist nicht gar zu umfangreich und soll, wie mir ein Stolpmünder versicherte, nur 500 Morgen groß sein.



Von Lauenburg nach Bütow.

Bei Lauenburg erhebt sich der pommerische Höhenrücken beträchtlich. Bahn und Chaussee klettern bald auf Berge hinauf, bald führen sie zu Thal. Die Landschaft ähnelt hier, sieht man von der Kiefernwaldung, die vorherrschend ist, ab, der Thüringer. Mühsam klettert die Bahn von Lauenburg ab in das Gebirge hinein, das Höhen von 37 bis 187 Meter aufweist. Auf den Feldern und Tristen weiden große Rindviehherden, hauptsächlich dem schwarzweißen Niederungsschlage angehörend, aber auch vereinzelt Simmentaler Rinder erblickt man und kann daraus ersehen, daß zur Blutauffrischung dieses berühmte Rind eingeführt worden ist, dessen Verbreitungsbezirk hauptsächlich Süddeutschland und Thüringen ist, denn es ist ein Höhenrind. Es würde sich also für den rauhen hinterpommerschen Höhenrücken vorzüglich eignen.

Die Landschaft zu beiden Seiten der Bahn ist sehr abwechslungsreich, sodaß die Fahrt nicht langweilig wird. Ich fuhr bis zur Station Jassener See, um von dort bis Bütow zu Fuß weiter zu wandern. Am Jassener See entlang, dessen 6000 Morgen große langgestreckte, von mehreren bewaldeten Inseln unterbrochene Wasserfläche herausblinkt, erreicht man das Dorf Lupowsee, das trotz seines polnischen Namens nur deutsche Bauern beherbergt. Die Gegend rund herum ist bergig und zum größten Theile bewaldet. Unmittelbar dahinter tritt die westpreussische Grenze an Pommern heran, bei Neutrug nur durch die schmale Stolpe getrennt. Auf westpreussischer Seite befindet sich dort eine Papierfabrik, die ihr Rohmaterial von der Saltestelle Neutrug bezieht und ihre Fabrikate auch dort verladen läßt.

Die Gegend ist hochromantisch. Während links von der Chaussee, nach Pomeisze zu Westpreußens Wälder blauen, zieht

sich rechts der Ader die Berge hinauf, so daß man vermeinen könnte, im sächsischen Erzgebirge zu wandern. Von Pomeiske bis Wütow geht die übrigens gut in Stand gehaltene Chaussee abermals zwischen Höhen von 154 bis 186 Meter hindurch, bis dann Wütow gleich einem Schmuckkästchen vor uns liegt.

Das Wahrzeichen dieser rund 7200 Einwohner zählenden Stadt ist die trutzige ehemalige Ritterburg, die vom Schloßberg auf die Stadt schaut und mit ihren starken runden Ecktürmen mit den spitzen kegelförmigen Dächern und den grauen Verbindungsbauten einen imposanten Anblick schon von weitem bietet, sieht sie doch aus, als ob noch heute das graue Mittelalter mit seinen blutigen Fehden bestände. Grau und Rot, beide Farben vom Alter nachgedunkelt, lugen aus dem Grün des Schloßberges hervor. Conrad von Jungingen ließ diese gewaltige Burganlage 1399 erbauen, sie dürfte die größte Feste sein, die in unserer Provinz in ihren ursprünglichen Formen auf uns überkommen ist. Wie solide man zu jener Zeit baute, ergibt sich daraus, daß das Bauwerk noch sehr gut erhalten ist und bei Vornahme der nötigen Reparaturen noch manches Jahrhundert überdauern wird. Kein Besucher Wütows sollte sich den Besuch der Burg entgehen lassen, deren Betreten nach vorheriger Anmeldung beim Kastellan gestattet wird.

Von den Türmen kann man auch ein wunderbares Panorama genießen; von allen Seiten von Bergen umschlossen, liegt die Stadt zu unsern Füßen. Aus der Dächer reichen Fülle heben sich die spitzen Nadeln der beiden Kirchen ab, die Wütow besitzt.

Am Amtsgericht vorbei führt die Straße dann zur Stadt hinab, die auf einem hügeligen Terrain erbaut ist. Die kleinen Häuser und Häuschen und die ganze Anlage der Stadt unterscheiden sich wenig von denen aller hinterpommerschen Kleinstädte. Daß sich die Stadt aber entwickelt hat, ersieht man am besten an den zwei Gasometern der Gasanstalt Eine Eisengießerei, eine große Zementwarenfabrik, Wollspinnereien und Mühlenwerke bringen der Arbeiterschaft Verdienst. Wütow hat Eisenbahnverbindung nach Westpreußen und nach Schlawe, Lauenburg und Rummelsburg.

Die Stadt ist auch insofern bemerkenswert, als hier ein Teil der hinterpommerschen Volksbildner im Seminar für den Lehrerberuf ausgebildet wird. Am Bismarckplatz befindet sich im Kranze schöner Anlagen das Kriegerdenkmal zu Ehren der in den Feldzügen 1866 und 1870-71 Gefallenen.



Von Bütow nach Rummelsburg.

War der soeben beschriebene Teil des Kreises Bütow fast durchweg von Evangelischen bewohnt, so brachte mich die Weiterwanderung von Bütow auf der Chaussee nach Rummelsburg durch eine Gegend, in der das Verhältnis beider Konfessionen sich teilweise beinahe gleich gestaltet. Das liegt an der starken Zuwanderung katholischer Deutscher aus Westpreußen, denen es dort zu ungemütlich geworden war, und die sich nun in der Bütower Grenzgegend angekauft haben. Die Chaussee, die sich in tadellosem Zustande befindet, führt hart an der Grenze entlang. Sie erschließt eine der schönsten Gegenden des Pommerlandes dem Fremdenverkehr, und doch ist dieser gleich Null. Unmittelbar hinter Bütow hat man ein Gebirgs panorama von seltener Schönheit vor sich, das sich getrost mit der viel gerühmten Thüringer Hügellandschaft messen kann. In weiter Ferne dehnt sich der kuppenreiche bewaldete Höhenrücken Westpreußens aus, daran schließt sich der pommerische Teil des Höhenrückens, dem ersteren an Schönheit nichts nachgebend, an den Seiten aber wechseln Berg und Thal in so bunter Mannigfaltigkeit, daß man glauben kann, eine Wanderung auf den Höhen des Thüringer Waldes auszuführen. Allerdings der Schieferbelag der Häuser fehlt hier, wie man ihn in Thüringen so häufig findet. Dadurch gewinnt die Landschaft aber hier unbedingt, denn das Schwarz des Schiefers erweckt in dem Wanderer einen unheimlichen Eindruck. Wie anders gestaltet sich die Stimmung, wenn das lebhafte Ziegelrot mit den verschiedenen Farbtönen der Fachwerkbauwerke Leben in die Natur bringt! Ein anderer Vorzug dieser Gegend sind die verschiedenen Seen, die sich an der Chaussee hinziehen. Hier trifft man auch viele kleine Rentengüter, die außerhalb der Dörfer liegen und in ihrer Bauart, so weit sie neu sind, sich gleichen. Die Höhenlage erstreckt sich durchweg von 143—227 Meter.

Wie schon erwähnt, ist in der Gegend bei Bütow ein großer Prozentsatz katholischer Einwohner vorhanden. Ungefähr eine Meile von Bütow entfernt, liegt das Dorf D a m s d o r f in anmutiger Lage 150 Meter über dem Meeresspiegel. Das freundliche Kirchlein mit kleinem glockenstuhlartigen Turme gehört den Katholiken, während der evangelische Teil des ca. 800 Einwohner zählenden Dorfes nach Bütow eingepfarrt worden ist. Dabei überwiegt dieser Teil den katholischen um etwas. Schon bevor man das Dorf, von Bütow kommend, betritt, zieht der rechts der Chaussee gelegene Friedhof mit seinem hohen Kreuzifix in der Mitte, die Augen auf sich. Weiter im Dorfe befindet sich dann ein niedriger Glockenstuhl, in dem zwei Glocken hän-

gen, ein Bild, wie man es in katholischen Gegenden häufig findet.

Auch das malerisch an einem See gelegene Großtuchen mit seinen rund 1000 Einwohnern besitzt eine evangelische und eine katholische Kirche, doch ist die Dorfbevölkerung hier in der großen Mehrzahl evangelisch, während die katholische Gemeinde sich in der Hauptsache aus den Ansiedlern der Umgegend zusammensetzt, namentlich aus Rentengutsbesitzern. Dieses Verhältnis dokumentiert sich auch schon äußerlich, denn die evangelische Kirche in ihrem schönen Gotikstil mit stattlichem Turme ist die größere.

Bevor man Cremerbruch erreicht, liegt links von der Chaussee, doch in Sichtweite von dieser, Tschebiatkow, dessen Bewohnererschaft ursprünglich zu einem großen Teile aus Polen bestand. Der Wanderer bemerkt aber keinen Unterschied zwischen beiden Nationalitäten. Wenigstens bedienten sich die Polen, die ich anredete, eines ganz korrekten Deutsch. In Cremerbruch, das fast nur von evangelischen Deutschen bewohnt wird, hat die Ansiedlungskommission eine große Anzahl Rentengüter geschaffen.

Der weitere Teil der Wanderung, der noch eine ganze Strecke hart an der Grenze entlang ging, brachte mich durch fast rein evangelisches Gebiet. Ich übernachtete im Gasthose in Meiwasser. Von dort bis Rummelsburg waren noch 13,5 Kilometer auf der Chaussee zurückzulegen. Abermals ging es an verschwiegenen langgestreckten Seen, tief unten im Grunde, dahin, über Berge und durch Täler, an Aekern und durch den schweigenden Wald, bis Rummelsburg erreicht war.

Von dem in einer Talsalte liegenden Orte ist vorerst nicht viel zu sehen. Die davorliegende Bergwand verdeckt jede Aussicht. Nur die Straße mit kleinen Häuschen windet sich zu Tale. Auf holprigem Pflaster gelangt man dann nach Rummelsburg, das sich in 120 Meter Meereshöhe lang dahinzieht, überall von Bergen umschlossen. Es war gerade Markttag. Der Hauptverkehr wickelte sich auf dem Plage vor der Kirche ab. Das langgestreckte Tal hat die Rummelsburger gezwungen, ihre Stadt etwas anders anzulegen als die übrigen pommerischen Städte erbaut worden sind. Doch die kleinen Häuser und Häuschen, das holprige Pflaster lassen keinen großen Unterschied merken. Rummelsburg ist ein fleißiges Industriestädtchen von rund 6000 zum weitaus größten Teile evangelischen Einwohnern. Vier in gutem Betriebe befindliche Tuchfabriken, Maschinenfabriken, Mühlen und Zementsteinfabrikation sorgen für lohnenden Verdienst. Daneben aber blühen Ackerbau und Viehzucht. Ein Kranz schöner Anlagen mit prachtvollen Ausblicken umgibt einen Teil der Stadt. Nach dem Bahnhofe zu, der weit außer-

halb der Stadt liegt, hat sich ein im Villenstil angelegtes Viertel herausgebildet. Es führt die Linie Stolp-Neustettin durch Rummelsburg mit ihren Anschlüssen nach Schlawe und Westpreußen, und vor einigen Jahren ist auch die dritte Linie Rummelsburg-Bütow in Betrieb gesetzt worden. Dem Bau dieser Linie verdankt die Stadt auch das moderne Bahnhofsgebäude, das weiter nach der Stadt zu erbaut worden ist.

Infolge der lebhaften industriellen Tätigkeit ist der Geschäftsverkehr in Rummelsburg ein reger. Das Zeitalter der Elektrizität macht sich auch hier bemerkbar und spendet blendendes Licht, die Dunkelheit zu bekämpfen.



Pollnow—Barzin.

Von Bütow zweigt sich von dem Rammpe des pommerischen Höhenrückens ein Ausläufer nach Westen bis über Pollnow hinaus ab. Wohl ist diese Erhebung bedeutend niedriger als der eigentliche Höhenrücken, aber auch sie weist reiche Gliederungen auf. Kuppen und Bergkegel wechseln ab mit Bach- und Flußtäälern oder tiefen Bachschluchten, prächtiger Hochwaldbestand zieht sich den Höhenzug hinan, unterbrochen von weiten Ackerflächen. Eine ganz besonders abwechslungsreiche Landschaft aber befindet sich bei P o l l n o w. Das kleine, ca 2800 Einwohner zählende Landstädtchen liegt in einem Talkessel, der von allen Seiten von hoch aufragenden Bergkegeln gebildet wird, durch die sich schmale Seitentäler hindurchzwängen, um in den Pollnower Talkessel einzumünden. Selten habe ich eine Stadt in unserem Pommernlande gefunden, die so herrlich wie Pollnow gelegen ist; selbst Polzin kann nach meiner Meinung, was landschaftliche Schönheit anbetrifft, mit ersterem nicht ganz konkurrieren. Der Ort zwar erscheint dem Fremden wie ausgestorben, was ja auch kein Wunder ist, denn Industrie ist nur sehr schwach vertreten durch ein Mühlenwerk, einige Spinnereien, eine Brennerei und Brauerei und einige Ziegeleien. Ein schönes Bild der Stadt bekommt man, wenn man sich auf der von der Haltestelle Prizig nach Pollnow führenden Chaussee nähert. Da taucht das kleine Städtchen in seiner ganzen Lage, überragt von dem schönen gotischen Kirchturm und dem stumpfen Rathhausturm, vor den Blicken des Wanderers auf. Seiner stillen und gesunden Lage wegen würde sich Pollnow ganz besonders zur Sommerfrische eignen. Aber die Bahnverbindung

mit der Außenwelt läßt nicht mehr wie alles zu wünschen übrig. Zwar ist direkter Bahnanschluß nach Köslin, Schlawe und Grauzenz vorhanden, aber der Fremde, der kein Freund von Kleinbahn-Idyllen ist, wird gut tun, mit der Post nach der 11 Kilometer entfernten Haltestelle Prißig der Stolp-Neustettiner Bahnlinie zu fahren, um von dort die Reise nach Süden oder Norden fortzusetzen.

Will man einen umfassenden Ueberblick nicht nur über die Stadt, sondern auch über deren Umgebung haben, dann sollte, man es sich nicht verdrießen lassen, den steil emporstrebenden Warbelower Berg, der ca. 100 Meter höher als die Stadt liegt und mit gemischtem Waldbestand bewachsen ist, zu ersteigen. Tief unten, in winziger Kleinheit, liegen die Häuser des Städtchens mit der Kirche, dem Rathause und dem Schlosse. Sinnend stehe und schaue ich und kann den Blick von diesem schönen Bergpanorama nicht wenden. Wie müssen die Eismassen der Eiszeit bei ihrem Abschmelzen hier gearbeitet haben, um diese Kuppen und tiefen Taleinschnitte zu schaffen?!

Will man ein noch umfassenderes Panorama genießen, dann empfiehlt sich die Besteigung des sogenannten Heiligen Berges, der um einige Meter höher ist, als der Warbelower Berg, welcher letzterer, vom Heiligen Berge aus gesehen, dann für die Stadt einen prächtigen Hintergrund bildet. Von diesem Aussichtspunkte schweift der Blick beinahe nach allen Seiten. Darin ragen in allen Himmelsrichtungen die hohen und niedrigeren kulkartigen Berge und Hochplateauflächen empor, durchschnitten von Tälern. Gleich einem silbernen Faden schlängelt sich die Grabow tief unten dahin.

Beinahe glaubt man, eine Thüringer Landschaft um sich zu erblicken, doch die überall aus dem Grün hervorlugenden roten Ziegeldächer und die bedeutend niedrigeren Kulme nehmen diese Illusion bald, eher könnte man schon einen Vergleich mit einzelnen Theilen des sächsischen Erzgebirges ziehen. Ganz vogtländischen Charakter nimmt die Gegend zu beiden Seiten der von Pollnow nach der Haltestelle Prißig führenden 11 Kilometer langen, gut instand gehaltenen Chaussee an. Sie führt durch ein nicht zu breites Thal, zu beiden Seiten erhebt sich nun im zusammenhängenden Zuge eine Reihe bewaldeter Bergkegel, die, sieht man von der Höhe ab, mich an die Gegend zwischen Plauen, Reichenbach i. V. und Greiz erinnerten. Dort kennt man zwar die Kiefer nicht in dem Maße wie bei uns, — sie bildet hier den Hauptbestand — immerhin findet man sie auch dort noch oft genug, sonst herrscht die Fichte, und an Laubbäumen kommt an den Rändern der Gebirgschauffeen die Eberesche (bö Bagelbeerboom) vor. Letztere habe ich bei meinen Wanderungen aber nur auf dem Kamm des Landrückens — im Bü-

tover Kreise — als Chausseebaum in unserem Pommern angetroffen und auch dort nur streckenweise. Im sächsischen Vogtlande hat man ebenfalls die ausgesprochene Kuppenbildung wie hier, nur daß diese Berge aus geflossenem Stein bestehen und um ein ganz Bedeutendes höher sind, wie die Berge bei Pöllnow. Wenn man schließlich die Phantasie etwas spielen läßt, könnte man noch manchen anderen Vergleich ziehen.

Von Brißig aus, wohin mich die Kariolpost mitgenommen hatte, fuhr ich nun mit der Bahn nordwärts, um zunächst eine Wanderung durch die *Varziner Gegend* zu unternehmen und die Stätte zu sehen, an der unser Altreichskanzler so oft geweist und Kräfte zu neuem Werke gesammelt hatte.

Die Fahrt bis Hammermühle ist auch mit der Eisenbahn eine lohnende. Sie folgt zunächst dem Stiednigtale, um dann in das der Wipper einzubiegen, dem Reisenden romantische Szenerien bietend; so manches Idyll in schweigender Waldeinsamkeit wird hier erschaut, und gerne vergeißt es der Reisende, der ein Freund der Natur ist, der kgl. preussischen Staatsbahnverwaltung, daß sie auf dieser Linie keine Schnellzüge laufen läßt. Dadurch hat man Muße, die Gegend von allen Seiten in Augenschein zu nehmen, bis Hammermühle, die Bahnstation für Varzin, mit seiner stattlichen Papierfabrik und Schneidemühle, erreicht ist.

Das am Fuße eines bewaldeten Bergzuges in der Varziner Forst gelegene Etablissement mit seinen hohen Essen gehört mit seinen Gebäuden der Bismarckschen Familie, doch ist es an eine Aktiengesellschaft verpachtet, die dort Papierfabrikation betreibt und dafür die Kleinigkeit von rund 90 000 Mark jährliche Pacht zu leisten hat. Die Fabrik ist eine der bedeutendsten der Branche im Osten, sie beschäftigt durchschnittlich gegen 500 Arbeiter und Arbeiterinnen, doch gibt es auch Zeiten, während denen in Tag- und Nachtschichten gearbeitet wird. Der Arbeiterschaft der ganzen Gegend ist hier eine Brotstelle erstanden. Ehemals stand hier eine Hammermühle, die auf Veranlassung des Fürsten Bismarck im Jahre 1871 in eine Pappenfabrik von einem Kösliner Fabrikanten eingerichtet, nach und nach vergrößert und zur Papierfabrikation umgebaut wurde. Nach dem Brande im Jahre 1886 ließ sie der Fürst beträchtlich größer aufbauen. Die Aktiengesellschaft wurde 1889 gegründet.

Nach dem nahen Varzin führt eine Chaussee, aber auch durch den Wald ziehen sich Wege hin. Nach einer Wanderung durch schönen Hochwald kommt man über Berg und Tal auf die Varziner Höhe, von der oder noch besser von dem nahen niederen Berge man einen Blick in die Landschaft tun kann. Vor uns im Tale liegt das freundliche Dorf mit seinen sauber gestrichenen Fachwerkhäusern und den roten oder strohbedeckten Dächern,

umsäumt von waldigen Höhen und dem Parke des Schlosses, welches letzteres sich am Ende des Dorfes auf einer niedrigen Anhöhe erhebt. Es verschwindet mit seinen schmutzlosen Gebäuden und Erkeranbauten fast ganz im Grün hoher Fichten, Kiefern, Eichen, Buchen und Birken. Rechts erblickt das Auge Wiesen, gewellte braune Ackerflächen, Teiche und dunklen Nadelwald. Langsam schreiten wir nach dem Dorfe hinab, von dessen niederen Gehöften sich einige stattliche Gebäude abheben.

Sehenswert ist der gegen 600 Morgen große Naturpark mit seinen alten Bäumen und seiner Landschaft. Er umzieht nicht nur das Schloß, sondern umgibt auch das Dorf in der Richtung von West nach Ost. Alles das, was die Gegend im großen bietet, enthält der Park im kleinen. Die Natur hat ihre Gaben hier verschwenderisch ausgebreitet. Wiesen- und Moorflächen, dazwischen Sümpfe, murmelnde Bächlein im Talgrunde dahineilend, überragt von Hügeln. Knorrige Eichen, starke Buchen, hochragende Fichten — die nordischen Tannen —, schlanke Birken — unsere nordischen Palmen —, Kiefern mit schirmartigen Kronen — die nordischen Pinien —, dazwischen stellenweise dichtes Unterholz, und auf dem Waldboden im Sommer ein prächtiger Blütenflor, Vogelsang in allen Variationen, Gesumm und Gebrumm der leichtbeschwingten Schar der Insekten, vermischt mit den grellen Flötentönen der Zykaden. Das ist der Eindruck, den ein jeder Besucher des Parkes mit hinwegnimmt bei seinem Verlassen. Leider ist dieses schöne Erdenfleckchen für die Desfentlichkeit abgesperrt und nur nach eingeholter Erlaubnis zugänglich, die aber gern erteilt wird.

Oftmals hat des neuen Reiches erster Kanzler hier gewohnt, besonders gerne aber auf dem sagenumwobenen Nichtberge. Auf diesem Berge soll früher die Nichtstätte gewesen sein. Nach der Sage wurden die Verbrecher in eine tiefe Grube geworfen. Hatten sie sich nun nach mühsamer Kletterei daraus befreit, dann fielen sie den wilden Pferden zum Opfer, die rings um den Berg in fester Umzäunung gehalten wurden. Diese vom Wodankult abgeleitete Sage trifft man bei uns im Pommernlande übrigens häufiger an.

Heute erinnert nichts mehr an die einstige Nichtstätte. Hohe Föhren schaukeln jetzt dort ihre Kronen im Winde, während junger Buchenwald nach der Spitze emporklettert. Nur durch die Behwitzer Straße von diesem Berge getrennt, erhebt sich der sogenannte schiefe Berg, von dem man eine schöne Fernsicht nach allen Seiten genießt. Im Tale vor uns liegt das Dorf Behwitz mit seinem kleinen Kirchlein, weiter schweift der Blick bis nach den Höhen von Tschlipp, kurz: überall erblickt das Auge Höhen und Täler im weiten Umkreise.

Die Varziner Besizung, die zu zwei Dritteln aus gutgepflegtem Walde und nur zu einem Drittel aus Acker und Wiesen besteht, ist rund 32 000 Morgen groß und erstreckt sich von der Wipper bis nach der Grabow. Bismarck erstand sie im Jahre 1867 von Adalbert von Blumenthal, er kaufte ein Jahr später das Gut Seelitz und 1874 das Rittergut Alt-Charow hinzu. Die Bewirtschaftung ist eine musterhafte, namentlich der Forstwirtschaft wird große Beachtung geschenkt. Besonders gehet wird der Wildbestand, was wieder zu vielfachen Klagen der bauerlichen Besitzer über Wildschaden geführt hat. Diese Klagen wollen nicht verstummen, und sie erscheinen begreiflich, denn es gibt in den Wäldern stattliche Hirsche, zahlreiche Rehe und auch vieles Schwarzwild, das bei seinem Austritt aus den Wäldern bekanntlich keinen Unterschied zwischen herrschaftlichen und bauerlichen Feldern macht.

Auf der Besizung, zu der eine ganze Anzahl Güter gehören, befinden sich drei Brennereien in verschiedenen Gütern und eine Molkerei in Varzin, welch letztere die Milch der umliegenden Güter verarbeitet.

Nochmals wirt der Tourist vor Verlassen des durch des neuen Reiches größten Staatsmann geweihten Ortes einen Blick über die Landschaft, das ehrwürdige Schloß und den freundlichen Ort, dann eilt er gedankenverloren hinaus in den schweigenden Wald, nach dem nahen Hammermühle, von wo ihn das Dampfroß hinwegführt, der Heimat zu.



Von Stolpmünde nach Rügenwalde.

Hinter der stellenweise recht hohen bewaldeten Dünenkette zwischen Stolpmünde und Rügenwalde zieht sich ein äußerst fruchtbarer Landstrich hin, der zu den ertragreichsten des östlichen Pommerns gehört und seinesgleichen nur noch im Pomeraner Weizacker hat. Weizen gedeiht denn auch hier, trotz des rauheren Klimas und der oftmals wehenden garstigen Seewinde in üppiger Fülle, ebenso Klee und Rüben; das Getreide wächst bis über Mannshöhe und liefert die denkbar besten Ernten, während man im Rügenwalder Amt und auch im Stolper Kreise streckenweise gelbe Rapsfelder erblickt. Hinter den Dünen befindet sich eine Anzahl kleinerer Gassseen, die einstmals eine große Strecke Landes einnahmen, davon legen die umfangreichen Moorwiesen, die sich rings um die ständig weiter zuwachsenden Seen hinziehen, Zeugnis ab. In den Zeiten starker

Regenfälle, namentlich aber im Herbst und Frühling, sind diese weiten Wiesenpläne, die wenig höher als die Seebeden selbst liegen, überschwemmt. Dann gewähren sie dem Reisenden ein Bild davon, wie es vor vielen Jahrhunderten in dieser Gegend ausgesehen hat. Die Moorniesen liefern den Bewohnern aber auch in dem billigen Torf, der überall in der Gegend gewonnen wird, ein wohlfeiles Feuerungsmaterial. Natürlich kommt der üppige Graswuchs der feuchten Wiesen der Bevölkerung als Viehfutler sehr zu statten. Während der Reisende im Stolper Kreise und dem angrenzenden Teile des Schlawer Kreises zumeist große Gutsdörfer antrifft, ändert sich das im eigentlichen Rügenwalder Amt gar bald. Dort gibt es fast gar keine Guts-, sondern nur reine Bauerndörfer. Wohlhabend aber ist die Landbevölkerung hüben wie drüben.

Es war ein Spätherbsttag, als ich von Stolpmünde aus eine Wagenfahrt nach Rügenwalde antrat, durch eine Gegend, die mir von früheren Besuchen zumeist bekannt war. Ruhe herrschte in dem freundlichen Stolpmünde mit seinem am Eingange in den Ort aufragenden spitzen gotischen Kirchturme. Gelichtet war die Belsaubung der die Kirche umgebenden hohen Bäume. Das, was der Herbstwind noch nicht hinweggesegelt hatte, trug das rotbraune Sterbekleid der Natur und fiel Blatt um Blatt zu Boden. Stolpmünde ist von den Badegästen verlassen, selbst die letzten Stolper, die hier eine Villa bewohnen, haben vor Boreas Launen kapituliert und sind nach dem weniger unfreundlichen Stolp gezogen. Unbewohnt sind die Villen, geschlossen die Strandzelte; die kleinen Laubenanbauten an den schmucken Häuschen, die während der Saison den bevorzugten Aufenthalt der Badegäste bildeten, sind zum größten Teile entfernt, um im nächsten Frühjahr Auferstehung zu feiern. Augenblicklich herrschte im Orte die wohlverdiente Ruhe nach der Saison. Allerdings am Hafen war reges Treiben. In der Stolpe lagen drei ganz stattliche Dampfer, darunter zwei Stettiner und einer aus Stockholm. Der große Saugbagger „Stolpmünde“ lag drüben am Bollwerk vertaut. Die Fischerflotte war nicht in See gegangen, denn Boreas hatte den Mund etwas reichlich voll genommen und blies mit vollen Waden. Nun bildeten die schmucken Kutter der Fischer mit mehreren Segelschiffen, die ebenfalls im Hafen lagen, eine hübsche Abrahmung des Hafenbildes, während des nahen Meeres erhabene Sprache einen Morgenkantus nach dem anderen herübersandte, der zu einem überwältigenden Tongebraus wurde, als ich am Lotsenhause den Strand betrat.

In unendlicher Reihe ritten sie heran, die weißen Seenigen auf den grünen Wogenpferden, sich haschend und jagend und wohl auch überstürzend, um dann mit kühnem Purzelbaum von

den ungeduldigen Rossen klatschend auf den weißen Strand gesetzt zu werden, von dem sie dann beschämt zurückeilen mußten in das Reich Tritons. Da half kein noch so wahnwitziges Anpöitschen seitens Boreas, zurück mußten sie. Ein wunderbarer Anblick bot sich dem Auge: der menschenleere Strand und die graugrüne Wasserwüste mit den weißen Schaumkronen, im wilden Aufruhr sich befindend und ein Geräusch vollführend, daß kein menschliches Organ hier zu verstehen gewesen wäre. Nur ein schlechtes hatte dieses Bild, und das war Boreas.

Ich begab mich, tüchtig ausgelüftet, in den schützenden Ort zurück, in dem inzwischen ein Fuhrwerk zur Fahrt bereit gemacht worden war.

Ueber die Brücke ging die Fahrt in den etwas trüben Herbstmorgen hinein, am schweigenden Walde und ein paar Häusern, die sich an der Chaussee hinstrecken, vorüber. Rechts bleibt die dunkle Dünenkette unser unermüdlicher Begleiter, aber bald wendet sich die Straße nach Südwesten, sodaß erstere mehr zurücktritt. Zur linken Seite hinter uns leuchtet in prachtvollem Gelb, Rot, Braun und Grün die bewaldete niedrige Wand des Stolpetales kullissenartig auf. Weiter tauchen zur linken Seite die roten und schwärzlichen Dächerflächen und die hochliegende Windmühle *S o h e n s t e i n s* auf, die Konturen *S o r f s*, während das Terrain sich in leichten Geländewellen dahinzieht, abgerahmt in der Ferne durch dunkle niedrige Bergketten.

Von rechts her wehte Boreas das unaufhörliche Brausen des Meeres zu uns herüber. Die Kronen der niedrigen Chausseebäume aber ächzen und stöhnen, sie sind alle landeinwärts gerichtet, dadurch auch dem die Verhältnisse nicht Kennenden andeutend, daß ihnen dieser Hergehang nichts neues ist.

Doch was war das?! Aus einem grünen Saatsfelde heben sich tausende brauner Gestalten ab, die bei unserm Näherkommen in lautes Schnattern ausbrachen. Wildgänse waren es, die sich dort nach dem Fluge übers Meer ausruhten und in der vortrefflichen Nahrung neue Kräfte für den Weiterflug sammelten. Sie müssen in der That sehr ermüdet sein, denn selbst durch das lebhafteste Peitschenknallen meines Kutschers reden sie nur die Hälsen auf, äugen nach der Chaussee, lassen sich aber in ihrer Schmauferei nicht stören. „Solche Bilder sind hier nichts seltenes“, versichert mein biederer Rosselenker.

In der Ferne rechts tauchen die Dachspitzen *V i n d o w s* und *M u d d e l s* auf. Vor uns zieht sich der Damm der neuen Eisenbahnlinie Stolpmünde-Schlawe hin. Vor Dünnow überquert er die Chaussee. Dort steht das Galtestellengebäude, eine ziemlich weite Strecke vom Dorfe entfernt, von dem der Kirchturm schon von weitem sichtbar ist. Beim Betreten des Ortes

allerdings tritt er zurück, dagegen ziehen sich zur linken Hand die langen roten Wirtschaftsgebäude hin, aus Ziegelsteinen oder massivem Fachwerk erbaut, aber mit Strohdächern versehen, was einen recht malerischen Eindruck hervorruft. Malerisch, von keinem eintönigen Baustil verdorben, ziehen sich dann zu beiden Seiten der Straße die Gehöfte hin, um später rechts und links Querstraßen zu folgen. Das vielfache Vorkommen von Massivgehöften läßt schon äußerlich darauf schließen, daß wir uns in einem wohlhabenden Dorfe befinden. Dem ist in der That so. Weinähe im Mittelpunkte des Dorfes liegt etwas abseits von der Straße die in gotischem Stile in Kreuzform erbaute Kirche.

Beim Verlassen des Dorfes zog sich ein lichter Nebelschleier, von Westen kommend, über die Gegend, mir bald jede Fernsicht nehmend. Nur ganz undeutlich erblicke ich einzelne Gehöfte Saleske und den 33 Meter hohen Bergzug, auf dem das Dorf liegt. Schon bin ich Saleske ganz nahe, als ein goldstrahlendes Flammenbündel über die Gegend huscht, gleich einem Wetterleuchten war's, dann lag die Gegend wieder grau in grau vor uns, doch nur kurze Zeit noch, da war die Sonne in ihrem Kampfe mit den Nebelschwaden erfolgreich. Saleske mit seinen hochragenden, ein mächtiges Viereck bildenden massiven Gutsgebäuden taucht vor mir auf. Zu beiden Seiten des Dorfes erhebt sich je eine Mühle. Dazwischen ziehen sich die Gehöfte an der Hauptstraße und an mehreren Querstraßen hin, zum größten Teile aus dem malerischen Fachwerk bestehend. Zur rechten Seite fällt der niedrige Höhenrücken, auf dem Saleske liegt, nach dem meilenteilen Muddelsee, resp. dessen Wiesen ab, die man am besten von der herrschaftlichen Windmühle überblickt.

In südlicher Richtung erhebt sich der höchste Punkt der ganzen Gegend, der 62 Meter hohe Silberberg mit dem sogenannten Hasenfruge bei Mükenow. Am Silberberge zweigt sich die Straße. Der eine Teil führt nach Stolp resp. Schlawe, während der andere Teil über die Stolp-Schlawer Kreisgrenze nach Rügenwalde bringt.

In Putzamin, bis wohin ich von Stolpmünde Fuhrwerk genommen hatte, erwartete mich bereits andere Fahrgelegenheit nach Rügenwalde, in dessen Amt wir uns ja bereits befanden. Die Straße, die sich bisher ständig nach Süden von der See entfernt hat, wendet sich nunmehr in nordwestlicher Richtung wieder mehr der Dünenkette zu.

Diese und ein vorgelagerter leichter Höhenrücken bilden die einzige Auszeichnung des Rügenwalder Amtes in landschaftlicher Beziehung. Bis einige Kilometer von Rügenwalde entfernt, dem Dorfe Bizow, reicht diese sogenannte Bizower Höhe.

Ich übergehe diesen Teil der Fahrt, um den geschätzten Leser nicht durch Wiederholungen zu langweilen. Es dunkelte bereits, als ich Rügenwalde erreichte, in dem ich übernachtete.

Am nächsten Morgen wanderte ich zum Steintor hinaus nach dem freundlich gelegenen Bützow mit seinen von der Höhe herabblidenden Dächern und dem freundlichen gotischen Kirchlein, dem Wahrzeichen der ganzen Gegend. Es war ein prachtvoller Herbstmorgen, der geradezu zum Weiterwandern herausforderte. Auf der Bützower Höhe, die sich etwa 4 Kilometer von der Ostsee entfernt hinzieht, deren höchste Erhebung 72 Meter beträgt, gelangte ich durch die freundlich gelegenen Dörfer Sackshöhe und Köpzig nach Barzow. Dem Auge bot sich eine prächtige Fernsicht nach Norden und nach Süden. Zur rechten Seite, also nach Süden, erblickte ich eine weite Ebene, durch die sich in vielen Windungen das im Sonnenglanze aufleuchtende Band der Wipper zieht; eine ganze Zahl von Ortschaften, gar nicht weit von einander entfernt, gaben dem Bilde reiche Abwechslung.

Nach Norden schweift der Blick über den Bitter See mit seinen Dörfern und der Domäne Balzow, dahinter aber lehnt sich der leuchtende Spiegel des heimischen Meeres, goldig aufleuchtend, aus. Weiter ragt der Leuchtturm von Jersböst auf, dessen weitleuchtendes Blinkfeuer ich am Abend vorher hatte, Blicken gleichend, am dunklen Abendhimmel aufflammen sehen. Während der Saison entwickelt sich in dem freundlichen Jersböst ein reges Vadeleben. Jetzt war's still. Hell leuchtete der Spiegel des Bieker Sees auf, an dessen Südufer das Dorf Lanzig liegt, das nach der Sage eine Rolle in der pommer'schen Geschichte gespielt hat, soll doch der Bauer Lange den Herzog Bogislaw X. hier erzogen haben. Wenngleich dies ja nur eine fromme Sage ist, die durch nichts beglaubigt wird, so kann der Reisende doch diese Legende auf einer Tafel aus Eisen über der Thür eines niedrigen Bauernhauses lesen. Von wem die Tafel angebracht worden ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Sie hat folgenden Wortlaut:

Hans Lang' in diesem Hof hat vormals aufgenommen
Den Herzog Bogislaw, der sonst wär umgekommen,
Und ihn mit Speis' und Trank versorget bis zur Zeit,
Da er gelangt ist zu Kron und Herrlichkeit.

Das in massivem Fachwerk errichtete Gebäude mit seinen 5 Fenstern steht zwar unter hohem Strohdach, dürfte aber schwerlich die Zeiten des jungen Herzog Bogislaw auch nur in einem Teile gesehen haben. Außerdem hat die Geschichtsforschung ja diese Kunde aus längstvergangenen Tagen bereits in das Reich der Fabel verwiesen.

Rügenwalde—Schlawe.

Kommt der Reisende, von welcher Seite es auch sei, nach Rügenwalde, so bietet sich ihm ein recht schönes Stadtbild dar. Besonders schön ist das von der Bizower Höhe erschaute, in dem auch das Hafenbild mit seinem regen Schiffsverkehr enthalten ist. Es lagen bei meiner Anwesenheit mehrere Dampfer in dem viereckigen Hafenbassin sowie verschiedene Segelschiffe, deren Heimathafen zum Teil Stettin war. Seit 1906 hat der Hafenverkehr eine regelmäßige Steigerung erfahren. Für Rügenwaldes Handel ist der Hafen geradezu ein Lebensbedürfnis geworden, denn die Seeschiffe können ihre Frachten unmittelbar vor den Toren der Stadt laden resp. löschen. Die Stadt mit ihren erstdüsteren türmereichen Konturen liegt jenseits des Hafens und schaut auf das Hafenge triebe gar wunderlich herab. Der wuchtige Turm des alten Greifenschlosses wird überragt von dem in der Nähe des Marktes aufstrebenden Turm der gotischen Kirche, dessen Abschluß leider ein zu winziger ist. Nicht weit von diesem Bilde, das jeder von der Bahn kommende Reisende genießt, erhebt sich das gotische Steintor und der Turm der zweiten evangelischen Kirche. Das dritte evangelische Gotteshaus, die Hospitalkirche, befindet sich am Eingange der Stadt, an der Bahnhofstraße. Noch viele andere steinerne Zeugen aus der Vergangenheit reden ihre ernste Sprache zu uns, allen voran das düstere Greifenschloß, in dem einstmal's König Erich, dem Ostpommern und die drei nordischen Königreiche Schweden, Dänemark und Norwegen untertänig waren, nach seiner Flucht aus Schweden zehn Jahre lang regierte.

Trotz der ruhmreichen Vergangenheit pulsiert in dem gegen 5700 Einwohner zählenden Städtchen frisches Geschäftsleben. Mehrere Holzhöfe mit Schneidemühlen vor den Toren der Stadt, vor denen sich auch drei Riegeleien befinden, geben der Arbeiterschaft reichlichen Verdienst, dazu kommt der flotte Hafen- und Handelsverkehr in Kolonialwaren, Landesprodukten und Spirituosen, wenn auch die Zeiten, in denen Rügenwalder Fuhrwerke diese Waren weit in das östliche Pommern brachten, für immer dahin sind. Was Rügenwalde aber weit über die Grenzen Pommerns hinaus berühmt gemacht hat, das sind seine Fleischwaren und Spickgänse. Mehrere Wurstwarenfabriken — darunter die große Schmidthalssche — verarbeiten in den Wintermonaten viele tausend Schweine und Rinder in Wurstwaren usw., die dann in alle Welt versandt werden. Wenn die Rantwagne — den Wurstfabriken gesellen sich noch zahlreiche Gänsewarenfabriken zu — im vollen Gange ist, dann beginnt in Rügenwalde die Zeit fleißigen Schaffens. Es wurde mir erzählt, daß der größte Teil der Handwerkerfamilien dann in die Fa-

briken wandert zu lohnendem Verdienst. Wahr mag das schon sein, beschäftigen doch schon verschiedene Gänsewarenfabriken über 50 Personen. Die Stadt selbst ruft einen freundlichen Eindruck hervor, zumal sie alle Errungenschaften der Neuzeit, selbst das elektrische Licht, aufweisen kann. Erwähnen muß ich noch, daß das alte Greifenschloß jetzt zu einem Teil als Gefängnis benutzt wird. Sic transit gloria mundi!

Rügenwalde hat Bahnverbindung mit der Kreisstadt Schlawe, der dieser Umstand eine gewisse Bedeutung verleiht. Knapp 7000 Einwohner zählt das freundliche Landstädtchen. Inmitten der kleinen niedrigen Häuser mit den vielen Geschäften und dem regen Landverkehr ragt der mächtige Kirchturm mit der leider zu winzigen Bekrönung auf. Nicht weit davon die gut erhaltenen Stadttore, der Turm der Postanstalt und nur wenige Fabrikessen. Schlawe hat sich seit dem Mittelalter, wo noch eine wehrhafte Stadtmauer das Städtchen umgab, in seinem Umfange mehr als verdreifacht, dagegen wächst es in der Neuzeit nur langsam, wie die meisten hinterpommerschen Kleinstädte. Ein Rundgang um die Stadt nimmt nicht allzuviel Zeit in Anspruch, und auf unserem Wege begrüßt uns noch mancher Zeuge verschwundener Zeiten. Die uns zuerst auffallende prächtige gotische Kirche mit dem starken Turmschaft hat, wie die meisten Kirchen Pommerns, durch Naturereignisse oder Kriegsstürme die Turmspitze eingebüßt. Infolge solcher Schicksalschläge gestalteten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung recht traurig; da der Bürger keine Ersparnisse in den Sparkassen oder Banken anvertrauen konnte, behielt er sie in seinen strohbedeckten Fachwerkhäusern und verlor so zu meist bei Bränden oder Plünderungen sein gesamtes Hab und Gut. Bei dem frommen Sinn unserer Vorfahren nahm man sich, wenn das Schlimmste vorüber war, zunächst der zerstörten Gotteshäuser an und besserte sie nach besten Kräften aus. Später ließ man dann das Flickwerk stehen. Nur so ist wohl in den allermeisten Fällen das Fehlen imposanter Turmspitzen an den hinterpommerschen alten Kirchen zu erklären.

Gotischen Baustil tragen auch die beiden mittelalterlichen Tore. Das im gefälligen Renaissancestil errichtete Rathhaus ist bedeutend später erbaut. Auch verschiedene der kleinen Häuschen dürften ebenfalls auf ein ganz respectables Alter herabzählen können. Aber die Neuzeit dringt auch hier überall siegreich vor, um aller Romantik mit hohen Mietskasernen und nüchternen Fabrikanlagen ein Ende zu bereiten. Aus ist es mit den Idyllen der Kleinstadtpoesie, an ihre Stelle sind Dampf und Elektrizität getreten. Nicht lange mehr, und auch Schlawe wird ein ganz anderes Bild bieten; verschwinden doch jetzt schon die alten kleinen und oftmals sehr malerischen Häuser von

Jahr zu Jahr mehr und mehr, um profanen Geschäftsbauten Platz zu machen. Noch stehen die Landwagen, deren Pferde ausgespannt werden, auf dem Marktplatz, noch ertönt zwar das Posthorn regelmäßig, wenn die gelbe Postkutsche über das holprige Pflaster rasselt, genau wie zu Großvaters Zeiten, aber wie lange noch?

Von neueren Bauten hebe ich das in der Kösliner Vorstadt liegende neue Postgebäude in erster Linie hervor. Es ähnelt einem Kirchenbau in gotischem Stile mit seinem Turm, der die Telephon- und Telegraphendrähte in die Außenwelt leitet und so in erster Linie dazu berufen ist, Schlawe mit dieser zu verbinden, doch würde mir das in Lauenburg stehende, wohl gleichaltrige, noch besser gefallen, während es fast den Anschein hat, als hätten die Lauenburger Stadtväter sich in ihrem Rathausbau das Schlawer Postgebäude zur Vorlage genommen.

Daß Schlawe Kreisstadt ist, habe ich bereits erwähnt. Das Kreishaus, das in der Nähe der Stolper Vorstadt in schönen edlen Formen erbaut worden ist, gereicht dem Ort unbedingt zur Zierde. Als Kreisstadt besitzt Schlawe auch ein Amtsgericht, das ebenfals in der Stolper Vorstadt liegt, die dort gleich einem Darm auf die Stolper Chaussee führt. Dort ziehen sich am Ufer der Wipper wohlgepflegte, schattige Promenaden hin. An der Chaussee liegt, wohl eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, der neue Schlachthof, der erst vor einigen Jahren erbaut worden ist. Zwar läßt das Pflaster in den Straßen der Stadt noch vieles zu wünschen übrig, aber in hygienischer Beziehung haben die Stadtväter doch recht Anerkennenswertes geschaffen.

Kommt der Reisende des Montags oder des Donnerstags in das Städtchen, dann kann er alle „Annehmlichkeiten“ eines Straßenkonzertes genießen. Aus allen Vierteln ertönen da der Posaune, Trompete, Klarinette, und wie die modernen Folterwerkzeuge sonst noch heißen mögen, „melodische“ Töne, daß der Fremdling mit Grausen entfliehen möchte, aber kaum ist er eine Strecke entfernt, da hemmt er entsetzt den eilenden Fuß, abermals wird er ganz plötzlich von einem ähnlichen Ohrenschmaus empfangen, denn die Musik hat ihren freien Tag. In Gruppen zu dreien oder vierten durchziehen die Musikanten die Straßen, hier und dort Halt machend, um ihre „weihervollen“ Klänge ertönen zu lassen. Jung-Schlawe hat seine helle Freude daran, und Alt-Schlawe — womit nicht etwa der gleichnamige Ort bei Schlawe gemeint ist — hat sich daran gewöhnt und entrichtet den einsammelnden Musikanten das redlich verdiente Spielhonorar. Ländlich — fittlich!



Wanderungen in der Umgebung Stolps.

In den Cramper Bergen.

Schon lange war es mein Wunsch, eine Kletterpartie durch die langgestreckten, kuppenreichen bewaldeten Berghänge zu unternehmen, die ihren Namen von dem nahen Crampe erhalten haben, trotzdem die höchsten Berge dieses Plateaus zum größten Theile wohl zu Deutsch-Plassow gehören. Gern nahm ich deshalb die freundliche Einladung des Försters Ruch in Deutsch-Plassow zu einem Besuche an und pilgerte hinaus.

Ueber St. Georg führte mich der Weg nach Deutsch-Plassow zu. Wohl hätte ich den Walkmühlenweg einschlagen können, aber den Weg über St. Georg war ich noch nicht gegangen. Sonntagsruhe herrschte in der Natur, doch piff der Wind zuweilen recht stark über die Stoppelfelder, dadurch die Ruhe ringsum nicht gerade angenehm unterbrechend. Man merkt, daß der Sommer nun langsam zu Ende geht. Von den Linden fallen bereits die ersten gelben Blätter. Wie lange noch, und die rauhe Jahreszeit hält wieder ihren Einzug bei uns. Noch sind freilich die Tage der Rosen. Noch stehen sie in schönster Blüte. Darum erfreuen wir uns der schönen Zeit, so lange sie dauert und wandern hinaus in die freie Gottesnatur. Es war recht einsam auf der Straße. Die langgestreckte Ziegelei von St. Georg lag bald hinter mir, vor mir rechts taucht der Spiegel eines Sees auf, angelehnt an einen prächtigen Waldpark, dessen etwas aufragende Uferpartien sich für das Auge angenehm abheben. Wohl ladet der sauber geharkte Weg zu einer Durchwanderung ein, aber es geht heute weiter. Der Weg durchschneidet dann das St. Georger Gehöft. Die langen Ziegelschwerf-Wirtschaftsgebäude, die stattliche Reihe Wagen, die sauberen Ställe und villenartige Wohngebäude inmitten der grünen Umrahmung erfreuen in ihrer Farbenpracht und den schönen Formen das Auge. Dazu kommt die schöne Fernsicht, die man von hier aus genießen kann. Dann biegt die Straße hinter den Gebäuden plötzlich rechts ab. Das Auge erblickt einen tadellos gehaltenen schnurgeraden Heckenzaun, der den Gutsgarten an der Straße abschließt.

Dort, wo die Hecke von der Straße dann wieder abbiegt, hatte sich eine kleine Gesellschaft zu einem Picknick niedergelassen. Der Ort eignete sich in der That auch ausgezeichnet zu einem Ruheplätzchen. An der einen Seite die Hecke, an der anderen Seite die hier etwas hohe Straßenböschung und der weite Blick ins Land hinein. Drüben ragten Stolps Türme auf, blickte der Stolpespiegel durch das Grün der Wiesen, zogen sich Bergketten hin. Darüber ein grauer, wolkenzerfetzter Himmel.

aus dem nur in verschwindend wenigen Augenblicken wie ein Aufleuchten goldige Lichtbüschel hervorhuschten und ein wunderliches Farbenkolorit zu Wege brachten.

Vor mir tauchten bald darauf die Ausläufer der Gramper Berge auf. Mehrere kleine Teiche wurden sichtbar, in deren schwarzen Wasserflächen die dunklen Baumkronen sich deutlich abspiegeln. Der Weg führt mäßig ansteigend durch Felder. Drüben, im Grün versteckt, liegt Deutsch-Plassow, weiter links blickt Gumbin auf und verdeckt die Aussicht auf Stantin. Da meine Absicht nicht dem Besuche des Ortes galt, ließ ich diesen links liegen und bog nach der Försterei ab. Am gelben duftenden Lupinenfelde ging es eine Zeit dahin, durch das soeben eine Rindviehherde getrieben wurde, schönes Niederungsvieh. Harmonisch und lieblich tönte das Glockengeläute in meinen Ohren, dann ist alles wieder ruhig hier draußen. Nur des Windes Sprache tönt in den Baumwipfeln und führt den balsamischen Geruch der Lupinen herüber. Die Gegend ist stark lupiert. Bald könnte man wähnen, eine Wanderung in Thüringens gesegneten Gefilden zu unternehmen, so oft wechseln die einzelnen Landschaftsbilder hier ab, Bilder voll Anmut und hohen Reizes bieten sich dem Auge in ständiger Veränderung. Dann hat der Wald mich wieder aufgenommen. Schluchtartig führt der Weg bergab. Plötzlich tönt Glockengeläut durch die Stille des Waldes, und aufmerksam spähe ich umher, vor mir erblicke ich auf einer Waldwiese mehrere Kühe friedlich grasen. Hundegebell erschallt, und bei einer Biegung des Weges tauchen die traulichen Gebäude der Försterei vor mir auf. Unwillkürlich bleibe ich stehen, um dieses Idyll in mich aufzunehmen. Inmitten des grünen Waldes, zu beiden Seiten des Weges gelegen, kann die Deutsch-Plassower Försterei den Anspruch erheben, wohl die romantischst gelegene Försterei der ganzen Gegend zu sein.

Die niedrigen Fachwerkgebäude in ihrem Weiß, Rot und Schwarz heben sich wunderbar aus der Umrahmung des Waldes ab. Der dem Wohnhause gegenüber sich hinziehende Gang überragt mit seinen Baumkronen das Gebäude, als wolle er es schützend in seine Fittige nehmen. Dem Garten gegenüber ist das Unterholz des Waldes so dicht, daß man den Uebergang vom Garten zum Walde kaum gewahr wird. Ueberhaupt ist des Waldes grüner Kranz hier auf allen Seiten gleich nahe.

Langsam schlendere ich am sauber gehaltenen Pflanzgarten mit seinen Kulturen vorüber den Gebäuden zu. Lauter wird das Hundegebell, dann zeigt sich die kräftige Gestalt des Försters; und sein Handschlag kündigt mir an, daß ich willkommen sei. Das Hundegebell verstummt, als wir zunächst einen Rundgang durch das Gehöft unternahmen. Drüben im Waldesdickicht lagert ein zahmes Reh, das in hurtigen Sätzen herbeieilt,

als das Lächterlein des Försters mit der mit Milch gefüllten Saugflasche erscheint. Die Glöckchen seines Halsbandes erklingen im prächtigen Takte zu dem hastigen Geschäft des Saugens des jungen Tieres, dessen Augen zu uns neugierig und wohl auch etwas ängstlich herüberblicken, weiter sehe ich einen jungen Fuchs, oder vielmehr ich erblicke ihn vorerst noch nicht, denn augenblicklich hält er sich in einer Erdhöhle am Hange auf, der der Försterei gegenüberliegt. Obwohl Meister Reineke jetzt zahm ist, wird er doch an der Kette gehalten, für alle Fälle. Dagegen lebt das Reh in voller Freiheit, nur abends seinen Stall aufsuchend, auch Meister Reineke spaziert dann in den Stall, den er mit einem Tadel und einer Rüge teilt. Ein friedliches Idyll aus dem Tierreiche.

Nach dem Kaffee schlendern wir, es war inzwischen noch anderer Besuch eingetroffen, durch das ausgedehnte Revier. Kaum aber hatten wir unsere Wanderung angetreten, als es leicht vom Himmel herniederzurieseln begann, ganz leise zwar, aber das köstliche Naß machte doch den Moossteppich und das blühende Heidekraut etwas reichlich feucht. Durch Stock und Stein, über Berg und Thal ging es nun im dichten Waldesschatten dahin. Bald tauchte vor uns eine mehrere Stodwerke hohe bewaldete Wand auf, die wir indes im Tale umgingen, um uns in Serpentinien schließlich auf die Höhe zu begeben. Kraftvolle junge Eichen, dunkle Föhren, hochragende Fichten, Haselnuß-, Ginster- und anderes Gestrüpp bilden den Bestand in dem schweigenden Gebirgswalde. Dann kommen wir an ganzen Hängen blauer Grika vorbei bis wir schließlich auf einer Kuppe anlangen, die einen geradezu einzigartig schönen Ausblick weit ins Land hinein gestattet. Die Stolpeberge begrenzen den Rundblick links, weit zur rechten aber dehnt sich die Landschaft aus, leuchten die gelben Lupinenfelder auf, lugen die einzelnen Ortschaften aus grünen Baumkränzen hervor. Um uns aber blüht die Heide, webt und strahlt die Natur würzige Wohlgerüche aus. So könnte man stehen und immer nur schauen ohne müde zu werden; schade ist es, daß das rigorose Vorgehen des Publikums zu einer Sperrung dieses schönen Bergwaldes geführt hat. Aber dem Besitzer ist das nicht zu verdenken, ist es doch sogar vorgekommen, daß unter den Kiefern Feuer angezündet worden ist, zu schweigen von dem sonstigen Waldfrevel, der verübt wurde.

Nun geht es in ein schluchtenartiges Thal hinunter, das wir durchwandern. Übermals fällt der Blick auf langgestreckte gelbe Flächen, die aus dem Grün in die Schlucht hineinlugen. Darauf tritt das intensive Blau der Heide markant hervor und zaubert einen eigenartigen Anblick. Ständig erhält das Auge hier neue Bilder, stundenlang sind wir durchs Revier gezogen, aber

stundenlang hätten wir noch wandern können, ohne doch alle Reize vollständig ausgekostet zu haben. Nach längerer Rückwanderung sind wir wieder an unserem Fuhrwerk angelangt, das uns dann, nach herzlicher Verabschiedung von unseren lebenswürdigen Wirten am Abend durch den Wald nach Stolp brachte. Stille herrschte unter den Kronen der Bäume, als unsere Fahrt bergabwärts ging. Den Balkmühlenweg entlang ging es in flottem Trabe heimwärts. Die Waldfäze taucht auf, frohe Laute schallen durch die Abenddämmerung zu uns herüber. Niederklänge heimwärts ziehender junger Leute waren es: Heimatklänge.

.....

Durch die Loitz.

Seit alter Zeit schon ist der Himmelfahrtstag für Alt und Jung ein Ausflugstag, der mächtig hinauslockt in die maienfrische Natur, mag der Himmel an diesem Tage ein noch so griesgrämiges Gesicht machen. Das hindert nur wenige an der Ausführung des einmal geplanten Ausfluges. Um so höher aber steigt die Stimmung, wenn ein klarblauer Himmel das goldene große Tagesgestirn lachenden Frohmut ausstrahlen läßt, wie das Feuer der Fall war. Da zog's uns Städter mit Allgewalt hinaus in die Arme der jugendfrischen Mutter Natur. Zu den vielen Ausflüglern gehörten auch der Handwerkerverein und der Wanderklub, die einen Ausflug in die Loitz unternahmen. Mit dem Frühzuge ging's in einem vorher bestellten Wagen hinaus in den lachenden Morgen. Sonnengold spiegelte sich tausendfach in den Fenstern, feurige Strahlenbündel huschten über die grünen Wiesen und funkelten demantgleich im Stolpespiegel auf, wie ein zartgrüner Schleier zog es sich durch die Wälder, das erste helle Maiengrün.

Labuhnerbrück ist erreicht, und nun begann der interessante Teil des Tages, die prachtvolle Wanderung durch Gottes herrliche Natur, in der es hoch in den Lüften klang und sang, die sich heute den Stadtmenschen offenbarte in ihrer ganzen bräutlichen Frühlingssprache. Die kleinen gefiederten Cänger lassen unentwegt ihre jubelnden Weisen erschallen zum Lobe des Weltenmeisters, dessen Odem durch die Fluren und Wälder streicht und das kleine winzige Menschenkind in seinen Wonn schlägt, daß das Herz aufgeht und es einstimmt mit schmelzenden Liedern in die Andacht. Himmelfahrtszauber, Frühlingserwachen auch im Menschen!

Zunächst schlagen wir den Weg nach der Stolpe und dann darüber nach Siltow ein. Sand, viel Sand, der durch die letzten Stürme in ständiger Bewegung erhalten war, bleibt zunächst unser Begleiter.

Ueber Klein-Silkow geht die Wanderung. Freundlich leuchten die Dächer des Ortes in einer Bodensenke aus dem hellen Grün des Baumkranzes auf, der das Bild malerisch einrahmt. Das Tageswerk hat noch nicht begonnen, Ruhe und Frieden liegen über dem stillen Dorfe ausgebreitet, schüchtern präsentieren einige Obstbäume sich im reinsten Weiß, einen prächtigen Anblick bietend, aber ohne Raft geht es durch das Dorf weiter dem Walde zu, der mit seinen Tälern und Bergen gewaltig lockt. Bald hat er uns aufgenommen. Zitternd huschen Reflexe goldigen Lichtes durch die dunklen Föhren und helleren Fichten, der Morgenwind schüttelte den zarten und duftigen Schleier, mit dem die schlanken Birken sich behangen haben. Ueberall aber singt und jubiliert, tirillert und zwitschert es: Waldbandacht!

Da wird uns feierlich zu Mute, da pocht der große Weltengeist mit starkem Finger an unser Inneres und offenbart sich uns mit Allgewalt. Ja, solch eine Waldwanderung im Frühling, im werdenden Leben und Reimen ist einzigartig. Von rechts her grüßt eine vielgezackte dunkelgrüne, nicht gar zu hohe Bergwand herüber, überzogen mit einem dünnen, zarten grünen Flaum schlanker Birken, eine Waldwiese zieht sich muldenartig zur Rechten dahin, und über dem prächtigen Landschaftsbilde breitet sich der blaue Himmelsdom aus, von dem es in warmen, lebensprühenden Tönen herniederweht, alles einullend, einhüllend in Sonnenglanz, Sonnengold.

Frühstücksrast in der Melliner Mühle. Plötzlich lag sie vor uns in der Tiefe, als habe jemand sie hervorgezaubert mit samt dem Mühlteich und den beiden Talkesseln, die freundliche Melliner Mühle; ein Idyll, wie es der Wanderer nicht so bald wieder antrifft. Man mag sich der Mühle nähern, von welcher Seite es sei, stets wird der Blick gefesselt werden, von der Lieblichkeit des Bildes. Riemlich hohe Bergwände säumen einen, eigentlich zwei langgestreckte Talkessel, in dem der See und die Mühle liegen.

Im leichten Morgenwinde schaukelten sich die schlanken grünbehangenen Birkenstämmchen in dem dunklen Föhrenbestande der pittoresken Berghänge, schüchtern drängt sich das zarte Grün einiger Buchen hervor, leer sind zwar noch die Kronen einiger alter Linden, aber die saftgeschwollenen Blattknospen sind zum Plazen reif und werden in Bälde neues Leben hervorrufen. Hinter der Mühle machte sich an mehreren Obstbäumen die Farbe der Unschuld breit. Ein vielfarbiges, mannigfaltiges Rundbild, ein Idyll in des Wortes vollster Bedeutung ist es, das wir erschauen. Länger möchte man verweilen und dem Augenblicke gebieten, zu bleiben. Aber flüchtig ist die Zeit, sie enteilt wie Vogelsang von hinnen, kehrt nie zu-

rüd. Weiter geht die Wanderung in die eigentliche Loizer Forst, in den schweigenden Buchenhain. Wer wollte die Reinheit des ersten zarten Grüns beschreiben, mit dem die Natur die schlanken und starken Stämme der Buchen geschmückt, wer das leise Weben schildern, das sich in diesem Waldesdome bemerkbar macht, der sich bergauf, bergab um uns ausbreitet. Komm, o Menschenkind, sieh und staune, lasse die Sprache der Natur, die Stimme des Weltenlenkers auf dich selber wirken!

Am „Tabakkasten“ vorbei geht die Wanderung der singenden Schar in dem jubilierenden Walde. Doch, geneigter Leser, du weißt ja noch nicht, was der vom Volksmunde so bezeichnete „Tabakkasten“ eigentlich ist, so höre und staune, wie das undankbare Volk eine löbliche Absicht der Forstverwaltung mit einem so nüchternen Namen belegen konnte. Also der „Tabakkasten“ ist ein Wegweiser an einem Punkte, an dem sich vier Wege kreuzen und hat mit einem Tabakkasten auch nicht das geringste zu tun. Undank ist eben der Welt Lohn.

Dann halten wir am Rande des Waldes in einer sonnbeschienenen, geschützten Schlucht im weichen Moose eine Waldrast, warm ist der Boden, Wärme spendet das große Tagesgestirn, liebliches Konzert des Waldes Bewohner.

Gegen 11 Uhr haben wir das freundliche Podewilshausen erreicht. Vorerst noch verwehren uns allerdings Gelandewellen fruchtbaren Ackerbodens jeden Einblick in den Ort, bis nach einer Wegbiegung die dunklen, weißen, roten, bunten Fachwerkgehöfte mit den Stroh-, Ziegel- und Pappdächern in der grünen Landschaft vor uns auftauchen. Eine hohe Fichtenwand säumt die Straße ein und geleitet uns in den Ort auf den Gasthof zu, dessen neue Gebäude den Wanderer schon von weitem grüßen.

Malerisch baut sich das freundliche Podewilshausen an dem gegen 90 Morgen großen langgestreckten, eingebuchteten See auf einer Hügelwelle auf, die nach dem Seeufer zu abfällt. Gärten reichen nach dem Ufer hinunter, dort eine prächtige Promenade freilassend. Eine Fachwerkkapelle mit angebautem Glockenstuhle dient zur Abhaltung der Gottesdienste. Reiches religiöses Leben herrscht in dem stillen Orte. Das zeigte der Gottesdienst am Nachmittage.

Nur zu schnell verstrichen die Stunden. Und so kam allen der Augenblick des Abschiednehmens fast zu schnell heran. Auf direktem Wege ging's nun in den abendlichen Loizer Forst hinein, dem nach den Wegweisern 8 Kilometer entfernten Rathsdammitz zu. Frohe Wanderlieder stiegen in dem feierlichen Waldesdome mit seinem zarten grünen Schleier hoch. Nochmals wurde kurze Abendbrotrast an einer idyllischen Wald-

wiese gehalten, dann gings weiter, bis die Gebäude der Rathsdammnitzer Papierfabrik vor uns auftauchten und der Abendzug uns wieder dem lieben Stolz zuführte. Eine genüßreiche Wanderung liegt hinter uns, die ich allen Stolpern nur immer wieder empfehlen kann.

.....
Feierstunden.

Voriüber sind die Pfingsttage, aber das, was die Tage vorher versprochen hatten, hatte das Fest nicht gehalten. So schön der Anfang begann, so schlecht war das Ende. Wärme und Maienzauber lag über jenem Fleckchen Erde ausgebreitet, das sich vor den Thoren der Stadt im und am Walde an den Gebäuden des Schützenheims hingieht, als das Bügler in den frühen Morgenstunden des ersten Feiertages eine ganze Menschenwelle, festlich gepuht, das Herz so voll und so frei, an seinen Gestaden ausspie, aber das war nur der erste Andrang, der erste Anprall, immer mehr schwoh die Woge an und füllte bald jedes Plätzchen und jedes Fleckchen aus. Es galt ja, ein Frühkonzert zu genießen inmitten der jungfräulichen Natur, des maienduftenden Waldkranzes. Indes die vielen unaufhörlich schwahenden, lachenden und sich des Augenblicks erfreuenden vielen Menschenkinder konnten mir die Freude an der Natur in ihrer ersten Frühlingspracht beinahe verderben. Deren Wirken und Weben kann man eben nur verstehen, wenn man allein oder im Kranze gleichgestimmter Seelen sie aufsucht. Dann enthüllt sie uns aber auch offenbarungsgleich ihre Wunder, dann spricht sie zu uns, daß wir aufjubeln und aufjauchzen vor Lust und Freude.

Die Macht der Musik, so schön die Wirkung auf den Menschen ist, allein tut's nicht, erst wenn sich der buntbeschwingte Sängerschwarm in den Kronen der Bäume oder im blauen Aether mit jubelnden Akkorden einmischt und Dankeslieder gen Himmel sendet, wenn es in den Kronen der Bäume leise rauscht und raunt, wenn der Insekten lebhafteste Schar mit Gesumm und Gebrumm in die große Sinfonie einfällt, dann ist der Jubelkantus vollzählig, dann fühlt der Mensch so recht von Herzen heraus das Walten der Natur, der göttlichen Kraft, die darin webt und wirkt. Diese Grundstimmung wollte am Pfingstmorgen auch später in dem sonnenglänzenden morgendlichen Walde in mir nicht aufkommen. Wohl Klang und Sang es allerorten, auch in den verschwiegensten Pfaden, überall bewegten sich ja festlich geschmückte Menschenkinder, die sich auf ihre Art ganz köstlich amüsierten, aber ob sie wohl schon jemals den Hochgenuß ausgekostet hatten, allein eines Morgens der Waldbandacht zu lauschen, die die Natur zu Ehren des Schöpfers veranstaltet? Ich glaube es nicht. Und doch könnte und möchte ich allen nur

immer wieder zurufen: Geht allein oder nur in Begleitung weniger hinaus, in den stillen Wald bei Sonnenaufgang und lauscht dem Pulschlage der Natur, der Stimme des Weltensmeisters, der Ihr dort am nächsten seid. Dann wird's wie eine Offenbarung über Euch kommen, dann werdet Ihr sehend werden und die Dinge um Euch mit ganz anderen Augen betrachten, dann erschließen sich auch Euch wahre und echte Feierstunden.

Solche Feierstunden genoß ich am Nachmittage und am Abend. Hinaus wanderte ich, abseits von der großen Ausflugsstraße nach einem verschwiegenen stillen Dorfe, in dessen grün- und buntgeschmücktem kleinen Wirtshause ich Einkehr hielt, freundlich begrüßt von den beiden lieben älteren Wirtsleuten. Oftmals war ich hier gewesen, wenn ich der dunstigen Enge der Stadt entflohen war, um Kräfte zu neuem Schaffen zu suchen, und immer wieder hatten die ländliche Einsamkeit, die reine Luft, das liebliche Idyll, das die Gegend bietet, auf meine Nerven beruhigend gewirkt. Der Weg zwar ist weit, aber er bietet dafür auch mannigfaltige Reize, führt er doch durch eine ganze Hügelkette bis wir auf der Höhe angelangt sind, von der der Blick bis zu den fernen Stolpebergen und zu denen nach Stolpmünde schweifen kann. Zu beiden Seiten ziehen sich Straßenzüge hin; rechts dehnt sich ein Waldsaum aus, zu beiden Seiten grüne und braune Flächen, leicht gewellt oder eben wie ein Tischtuch.

In weiter Ferne vor uns tauchen dann aus dem zarten Grün einige rote, schwärzliche oder schwarzgrötkliche Dächer auf.

Einsam ist's auf diesem Wege, hier ist man allein in Gottes weiter Flur, kann Zwiesprache mit dem Schöpfer aller Dinge halten. Die vereinzeltten Bäume wiegen und schaukeln sich im Winde, in den Lüften schallt es jubelnd und triumphierend in vielhundertstimmigem Chöre.

Eine leichte Wolkendecke hatte sich am Himmelssdome ausgebreitet und schloß die goldene Sonne oftmals ab, sodaß sie schwer mit den dahinziehenden grauen Nebelmassen zu kämpfen hatte, um neue, leuchtende Farbentöne in den bunten Teppich des Lenzes zu weben. Aber sie war unermüdlich in ihrem Kampfe, und siegreich huschten ihre Strahlenbündel dahin, alles in goldene Tinten tauchend, von den Fensterscheiben der kleinen Häusergruppen vor uns leuchtete es feurig auf, bis der graue Wolkentrantz abermals eine andere Farbenskala brachte.

Dann nehmen uns die ersten Gehöfte des Dorfes auf, es ist, als ob sie uns zu Ehren sich mit dem prachtvollsten Weiß und dem zartesten Grün geschmückt hätten, von den duftenden weißgrünen Wolken stricht das Dunkel der Kiefern und das Weiß, Grau, Schwarz und Rot der Gebäude und Scheunen ab, es ist

eine so wunderbare Farbenzusammenstellung, wie sie nur die Natur hervorbringen kann.

Wenige hundert Schritte weiter liegt das kleine Wirtshaus an einem freien Platze. In den kleinen Vorgärtchen zu beiden Seiten der niedrigen Thür schimmert es blau, weiß, rot und grün. Der weiße spanische Flieder hat seine Dolden bereits geöffnet und strömt Wohlgerüche aus, von den Wänden leuchtet es weiß auf von dem Spalierobst, an anderer Stelle wieder strebt die hellgrüne Zaunrebe eilig empor, um jedes noch freie Plätzchen an den Wänden sorgsam zu verdecken, aus denen dann nur die blanken Scheiben der Fenster unbedeckt herauslugen. Schon das Häuschen ist ein Idyll für sich. Still und friedlich, freundlich einladend, liegt es vor mir, als halte es Feierstunden. Drüben die schwarze Holländer Mühle am anderen Ende des Platzes mit ihren Maienzweigen an den Flügeln, das rote Häuschen in gleicher Richtung mit dem Gasthof, die schwarze Scheune neben dem Idyll, sie alle scheinen Pfingstruhe, Pfingstferien zu halten, Feierstunden.

Wie wohlthuend wirkt diese ländliche Ruhe auf das Gemüt des Städters, wie behaglich und gemüthlich ist dieses Stilleben, dieses Ausruhen des Geistes.

Dann betrete ich die Schwelle meiner Freunde.

Ruhe herrschte heute in den kleinen Räumen und im Saale, leer war auch der kleine Garten hinter dem Hause, an den Tischen saß niemand, denn der große Ausflüglerverkehr verirrt sich nicht nach hier; der Weg ist zu weit, es sind keine Berge zu frageln, kein Wald und kein Flußlauf ist hier zu schauen. Nur die hohen Ebereschen, die in weiße Wolken gehüllten Obstbäume gibts hier zu bestaunen, indes eine dichte grüne Hede den Blick von dem seitwärts vorbeiführenden Feldwege abschließt.

In den Lüften und in den Kronen der Bäume aber jubiliert und musiziert die Schar der kleinen befiederten Sänger, hurtig durchsucht Freund Starmak den Garten, die Kronen der Bäume sowie überhaupt jeden Winkel nach Nahrung für seine Brut. Ihm sind hier eine ganze Anzahl Nistkästen angebracht worden, ebenso den flinken Meisen.

Im anregenden Gespräche mit den lieben älteren Leuten sitze ich hier in dieser Einsamkeit, es ist kein großartiger Garten, den moderne Gartenkunst hergerichtet hat, keine übermoderne Sitzgelegenheit, auf der wir uns niedergelassen. Nein, alles ist hier unverfälschte Natur, alles atmet Frieden und Ruhe. Kein lärmendes Geräusch der Straße, kein Rikern und Lachen, kein Schwatzen ausgelassener Menschen dringt in dieses stille Heiligtum, in dem ich wahre Feierstunden genieße.

Nur zuweilen wird der Wirt abgerufen, denn einzelne Sonntagsgäste aus dem Dorfe stellen sich doch ein, die bedient

werden wollen, sie verweilen aber nicht lange, und bald darauf sitzt der biedere Hausvater wieder an meiner Seite. Was wir erzählt, was wir besprochen, ich weiß es nicht mehr genau, doch das eine haben wir seit langem bemerkt, daß verwandte Saiten in unseren Seelen klingen. Da zogen dunkle Wolken vom Süden herauf, nicht lange währte es, und dumpfes Donnern grollen ließ sich vernehmen, dicke Tropfen fielen hernieder, als wir in der Gaststube saßen und dem Wüten der Elemente zusahen. Doch, zu schlimm sollte es nicht werden. Nach einigen Donnerschlägen trollte sich die gewitterschwüle Wolke nach Norden davon. Wohl regnete es noch, aber vom Westen huschten goldene Strahlen durch das blauschwarze Gewölk und verklärten die Landschaft mit einem hellgelben Scheine. Und als die dunklen Wolken nach Nordosten abzogen, da saßen wir vor der Türe und hielten Feierstunden. Im Nordosten leuchtete es in unaufhörlichem Feuermeere am Himmel. Grell zuckte es auf, ganze Flammenbündel huschten am fernen Horizonte hin, grelle Feuergarben schossen auf, es war ein großartiges Himmelsfeuerwerk. Die Natur aber atmete erquickt auf, die weißen Syringen dufteten, die Lerche sang ihr Abendgebet, und in brausendem Rantus fiel in der Ferne ein Froschchor ein. Einsamer wurde es um uns, die Nacht mit ihren Schwingen senkte sich herab, sodas wir an die Heimfahrt denken mußten. Vorbei waren die Feierstunden, die ich im Birkower Gasthofs verleben konnte. Flammenbündel am fernen Horizonte gaben mir fortwährend auf der stillen Straße das Geleite, bis der Lichtkegel Stolps auftauchte und der Wind abgebrochene Musikklänge zu mir herüberwehte, Heimatklänge.

Symbow—Birkow—Großbrüskow.

Sonntag in früher Morgenstunde war's, als ich wieder einmal den Wanderstock ergriff und froh hinauseilte in die schöne Umgebung unserer alten Stolpestadt, die sich soeben zu neuem Tagewerke rüstete. Verschüchtert nur machte sich das erste Leben in den Straßen breit, neugierig lugten die Sonnenstrahlen über die Dächer der Häuser hinweg in die gegenüberliegenden Fenster hinein, dort goldene Flammenbüschel hervorzaubernd, daß das Auge schier davon geblendet wurde. Weiter huschten die Strahlen, gleich neckischen Kobolden durch Straßen und Gassen, die eilenden weißen Bäderjungen mit purem Golde überziehend. Ein prachtvoller, etwas kühler Morgen, ganz dazu geeignet, frohe Wanderlust auszulösen.

Da bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus.

Hinter mir lag des Alltags Sorge, als die letzten Häuser Stolps an der Schlauer Chaussee passiert waren, hinter mir lag wieder einmal Stolps Thürme, Essen- und Häusermeer, verklärt im Glanze der Morgensonne, wie mit flüssigem Gold überzogen; ein prachtvoller Anblick. Am fernen Horizonte im Osten und Süden aber zog sich ein feiner Schleier blauen Dunstes hin, die oberen Stolpeberge fast verhüllend. Dafür traten die Vorberge um so deutlicher hervor.

Rüstig schreite ich in den erfrischenden Morgen hinein. Links grüßen Kuhlitz's Dächer und goldene Fenster herüber, ragt das kleine Kirchlein aus dem grünen Kranze heraus. In den Lüften und in den Kronen der Chausseebäume erklingt ein vielstimmiger Chor leichtbeschwingter Sänger, Wohlgerüche strömt die blüthengeputzte Natur um mich aus, die ganz von einem goldenen Schleier überzogen zu sein scheint. Lachende Farben, soweit das Auge reicht. Und der Blick kann hier ziemlich weit schweifen.

Hinter Kuhlitz taucht in romantischer Landschaft Weddin mit seinen freundlichen roten Dächern, den weißen und bunten Gehöften aus dem grünen Baumkranz auf, überragt von der hochliegenden Windmühle. Dahinter sperrt ein Bergkranz mit dunklem Waldbestande den Ausblick ab, vor mir liegt das kleine Lrissfelde, hell leuchten seine roten Dächer in der Morgensonne auf, das Schwarz der Strohdächer erscheint in ganz undefinierbarem Farbentone; wie ein grünrothschwärzliches Band zieht sich der Kiefernwald um den Ort und weiter nach rechts hin. Dann führt mich der Weg nach rechts weiter. Von der Chaussee biege ich in den Rügenwalder Landweg ein. Weich geht es sich hier auf dem unbefestigten Wege unter den breitästigen, schattenspendenden Hornbäumen, in leichten Wellenlinien zieht sich der Acker zu beiden Seiten des Weges dahin. Der Roggen wiegt seine Halme im Morgenwinde, gleich dem brandenden Meere geht es über die weiten Flächen in langen Wellen. Am Rande erstrecken sich Kränzen gleich blaue Bänder der Chanen, oftmals von dem gesättigten Rot der Kornrade unterbrochen. Blaue Glockenblumen läuten den Sonntag ein, gelbe Bucherblumen, der Arnika gleich, drängen sich mutwillig hervor, die weißgelbe Margerite schaukelt ihre Blütensterne rastlos auf und ab und scheint dem großen Falter, der sie umschwärmt, ihre Reverenz zu machen. Die fleißige Biene sucht unermüdet summend und brummend die gelbe, rote, weiße und blaue Blütenpracht nach köstlichem Nektar ab, laut singend, wenn auch in etwas tiefer Tonlage, folgt die Hummel ihren Spuren. Ein Konzert im Kleinen hebt an, um mich schwebt furrend der Fliegen bunte Schar; aber auch in diesem Reiche des Kleinen gilt das Recht des Stärkeren. Mit lautem Brum-

men zieht die Hornisse auf Raub aus, die flinken Libellen sind heute besonders lebhaft hinter Mücken und kleinen Fliegen her. In graziösen Windungen streichen sie über die Felder, sie sind über dem Roggen-, Gersten-, Hafer-, Klee- und Kartoffelfelde genau so heimisch wie auf den Wiesen und den Flächen des Wassers.

Links von mir blinken die Spiegel zweier kleiner Weiher auf, ihre Ränder aber sind von einem üppigen Busche von Sumpfgräsern umgeben. Etwas weiter streckt sich in einer Geländefalte ein langgestreckter kleinerer See hin, dann kreuzt der Weg von Ulrichsfelde nach Virkow die Rügenwalder Landstraße. Die Ahornbäume haben uns nun verlassen, dafür ragen schlanke Birken und einige Ebereschen auf.

Links kommt der dunkle Nadelwald näher und näher, bis er unsern Weg ganz erreicht hat. Einsam hält am Wege eine hohe Kiefer Wacht; sie überschaut die Gegend weithin, blickt rechts nach Virkow, links nach Ulrichsfelde und sieht auf ihre Artgenossen, die tief unter ihr bleiben, mit souveräner Verachtung herab. Ihr rotes Stammkleid, die ebenso gefärbten, knorrigen Äste mit dem schwarzgrünen Nadelkleid stechen gar seltsam ab von der im hellsten Grün gekleideten niederen Schonung zu ihren Füßen.

Der Weg geht jetzt etwas in die Tiefe, eine Biegung bringt uns dann bald in den Reddentin Wald.

Vorerst nimmt er einen parkartigen Charakter an, wozu nicht wenig auch ein fast ganz zugewachsener kleiner See zur rechten Hand am Rande beiträgt. Mittelbestand dunkler Kiefern folgt, deren Nadelkranz von hellen Streifen frischen Wachses durchzogen ist, am Rande zu beiden Seiten des Weges finden sich vielfach auch Birken, den Fuß aber bildet ein wahrer Teppich von Blaubeertraut und Farrenwedeln, unter letzteren auch die des hohen Adlerfarrens.

Wenige hundert Schritte weiter aber glaubt man sich in einen Wald von Weihnachtsbäumen mit lauter Tischen versetzt.

Gell schimmert es hier allerorten. In bunter Mannigfaltigkeit stehen Lärchen, Fichten, Kiefern, Wachholder, und schleierartig weht der hellgrüne Behang der Lärchen, stachlich drängt der gedrungene Wachholder nach oben, von oben eingedämmt durch die Wucht der Fichten, rund geschlossen erheben sich dazwischen die Kiefern mit ihren Kerzen gleichenden neuen Trieben. Und über dem allen liegt eine Wolke Ozon, goldener Sonnenglast. Garziger Balsam umschwebt uns in diesem Zauberreiche der Natur.

So geht es weiter durch den würzigen Nadelwald, der durch eine große Anzahl Lärchen verziert wird. Auf dem Untergrunde aber wächst die blaue Heidelbeere in fast unabsehbarer Menge.

Fleißige Hände holen dieses köstliche Waldkind mit und ohne Erlaubnis nach Stolp. Des Waldes treuer Hüter hat bereits einen Gang durch sein Revier unternommen und harret jetzt der Dinge, die da kommen sollen. Ich traf ihn auf dem Wege nach Symboiw. Schon von weitem war die hellgrüne Uniform zu erkennen, und ebenso werden den Forstmann auch jene fleißigen Beerenfucher erkannt haben, die keinen Erlaubnisschein zum Sammeln der Beeren besaßen.

In nächster Nähe von Symboiw erhebt sich unmittelbar am Wege eine mäßige Erhöhung, dann haben wir das freundliche Kirchdorf vor uns liegen. Still und friedlich liegt es vor mir, indes die Glocken des schmucken in Grün gebetteten Kirchleins zum Gottesdienste rufen. Lange stehe ich hier, auf das wunderbare Idyll in der romantischen Lage blickend. Die sauberen Gehöfte in den bunten Farbentönen vom zartesten Weiß bis zum Grün Schwarz, das hellste Blau, lichte Grün, Braun und Rot, dann das gesättigte Braun und leuchtende Rot der Ziegeldächer, darum das dunkle Grün des Baumkranzes, das lichte der Felder und darüber der Klarblaue, lachende Himmel, von dem flammende Büschel hehren Goldes unaufhörlich herniederweben und alles um mich in feurig-goldenen Schleier hüllen. Ein unvergeßlicher Anblick dörflichen Sonntagfriedens.

Langsam schlendere ich in den Ort hinein, um kurze Rast zu halten und mich zur Weiterwanderung durch Speise und Trank zu stärken.

Wie wohltuend nach der etwas langen Wanderung ist doch das köstliche Ausruhen im Schatten des Baumgrüns, in dem es singt und klingt. Aber trotzdem es mir hier gefallen könnte, es gibt für den Wandersmann keine bleibende Stätte. Weiter geht es. Bald liegt der freundliche Ort hinter mir. Nochmals lasse ich von einer Hügelwelle den Blick zurückschweifen, abermals stehe ich lange hier und suche die reizende Gegend in meinem Innern festzuhalten. Vor mir Symboiw, etwas weiter rechts Reddentin mit seinen schwärzlichen und roten Dächern, fast ganz verdeckt vom Grün der Umrahmung, hinter mir der grüne Wald. Das Scheiden von dieser Stätte des Friedens wird schwer, und so werfe ich mich ins Gras, lasse mich von der buntgeschedten Schar der Insekten umschwirren und durch den leisen Neolsharfenton in das Traumreich führen. Mit offenen Augen träume ich. Vor mir ziehen die Bewohner dieser Gegend von den alten Germanen bis zu den Wenden vorüber. Dichter Urwald, große Sümpfe, kleine Hütten, so erblicke ich die Gegend von einst, aus längst vergangenen Zeiten. Vorbei! Näderrollen weckt mich aus meiner Versunkenheit, schnell erhebe ich mich, ergreife den Stab und setze meine Wanderung weiter fort.

Wiederum nimmt mich der Wald auf, dann dehnt sich Virkow's Feldmark vor meinen Blicken aus, in der Ferne zeigt sich das langgestreckte Dorf mit seinen Mühlen und seinem neuen rotgedeckten Kirchlein. Einzelne Partien des Dorfes sind auf dieser Seite gleich Vorposten vorgeschoben, so daß sich eine reizvolle Gruppenwirkung ergibt. Rüstig schreite ich nun weiter, dem Dorfe zu, das mich bald darauf aufnimmt. Doch inzwischen hat Groß-Brüskow's aufragender Kirchturm es mir ange-tan, so lenkte ich meine Schritte durch die Senkung am Ende Virkow's nach Groß-Brüskow, das von dem Nachbardorfe ja nur durch das Moor getrennt ist. Seine Gehöfte, die denen Virkow's in der Bauweise ähneln, liegen zu beiden Seiten der Straße, machen dann einen Halbbogen nach dem hochliegenden Kirchlein zu, zu dessen Füßen sich der letzte irdische Ruheplatz der Bewohner des Dorfes befindet. Eine schöne Rundschau nach allen Seiten bietet sich dem Wanderer vom Friedhofe aus. In weiter Ferne der grüne Waldkranz, zu den Füßen das düster-ernste Moor, das stille freundliche Dorf, die Kirche Strellins und einzelne Dächer dieses Ortes, fast ganz im Grün verschwindend. Drüben hinter Brüskow Virkow mit seinen Mühlen. Doch wer wollte die Gegend, die man von hier aus erschaut, wohl genau beschreiben, wer ihre Vorzüge preisen? Eine einzelne Feder vermag das nicht.

Brüskow—Groß-Strellin—Neu-Mlinkow—Neumühl.

Es war ein etwas besserer Lenztag, an dem die Sonne vom blauen Himmel schien und es draußen nicht gar so böig wehte, als ich nach Brüskow hinauswanderte. Golden lachte die Sonne vom Himmel herunter, fürwahr, ein wirklicher Frühlingstag. Und doch war es kein solcher, denn kaum hatte ich die Höhe erklimmt, als Boreas mir eine ganze Mühe voll kalten Windes aufschelte. Die dunklen Bergketten in der Ferne, rechts der Chaussee, schienen ihre helle Freude an diesem Streiche des tollen Gefellen zu haben, sie hellten sich merklich auf, als ob ein boshaftes Lächeln sie befallen hätte, sie sollten ob dieser Schadenfreude bestraft werden, denn bald darauf wurden sie mit einem dunklen Wolkenschleier umzogen, und ihre vorher so strahlend reinen Konturen verschwammen mehr und mehr. Einsam blidte nur die Kuppe des Nebel's durch die Nebelmassen.

Bei der nächsten Wegbiegung ist auch sie verschwunden, und die Sonne hat wieder ihren Siegeszug angetreten. Zwar meinte es der garstige Wind noch einige Male recht „gut“, aber als er einsah, daß er den Wanderer doch nicht zur Umkehr nöthigen konnte, ließ er seine mir so unsympathische Belästigung mit der Zeit schließlich ganz sein.

Verhengefang und Gezwitzcher der Meisen und Goldamern. Gepfeife der Stare und anderer gefiederter Säger erfüllte die Luft, lachender Sonnenschein lag über der Ortschaft ausgebreitet, als ich in Brückow einbog. Von drüben blinkten die wie Gold glänzenden Fensterscheiben Grünhagens herüber. Es war ein Bild schönen Nachmittagsfriedens, den die sonnenbeschienene Landschaft bot.

Im Gasthose halte ich kurze Einkehr, um über Birkow die Heimwanderung anzutreten. Das hatte ich mir wenigstens vorgenommen, aber es kam anders. Ein Fuhrwerk aus Stolp, das über Groß-Strellin und Neu-Klinkow nach Stolp zurückwollte, brachte diese Abweichung von meinem ursprünglichen Plane zustande. Bald war ich mit dem Führer des Geschirrs einig, und so konnte ich die Heimfahrt im Wagen antreten.

An der Kirche vorbei, die als Wahrzeichen der ganzen Gegend dient, führt uns der Weg. Im Abendfrieden lagen die Wohnstätten der in dem Kirchspiele zur letzten Ruhe gegangenen stillen Schläfer da, verklärt und verschönt vom Abendsonnenschein. Kein Geräusch störte diese Stille mit Ausnahme des Pferdegetrappels meines Geschirrs.

Der Weg führt am Rande des Moores dahin, das sich zur rechten Hand in weiter Ferne ausdehnt, begrenzt am Horizonte durch eine bewaldete ehemalige Dünenkette. Sandiger und sandiger wird der Weg, links sich an eine sanft ansteigende Hügelwelle lehrend, rechts das Moor. Abendeinsamkeit umgibt uns, selbst die Huftritte des Pferdes am Wagen, das unvermeidliche Knarren der Räder werden durch den losen Sand gedämpft. Weit und einsam dehnt sich das Moor aus bis zu der bewaldeten Hügelkette da drüben, die im Glanz der zur Küste gehenden Sonne fast wie in flüssiges Feuer getaucht zu sein schien. Wie Strahlenbündel feinen Goldes huschte es auch zuweilen über die moorige Wiese, spann sich über die verkrüppelten Kiefern, niederen Birken und knorrigen Erlen. Es war ein geheimnisvolles Flimmern und Spinnen, ein Weben und Rauschen in der Natur, die aufzuatmen schien, als sei sie von einem bösen Drucke befreit worden. Hier konnte man Natur genießen, das Herbe des Moores auf sich wirken lassen.

Weiter nach Neu-Strellin zu zogen sich zwischen niederem Gestrüpp kleine dunkle Hügel hin, die sich beim Näherkommen als Torfhaufen entpuppten, in schwarzen Wasserlachen sich spiegelnd. In diesen dunklen Farben gibt sich gleichsam die Einsamkeit der Gegend ergreifend kund.

Tiefer und tiefer senkt sich der Sonne Gold am klarblauen Himmelsdome. Kurze Zeit, und die Nacht deckt alles mit leisen Schwingen zu. Aus dem Moore aber schallt es in dumpfen Akkorden, langgezogen und jäh abbrechend, das Lied der Säger

des Moores, das Menschen rasend machen kann, das Quad — quad! der Grün- und Braunröcke, die es sich in den schwarzen Torfwässern gemütlich machen. Dann aber breiten sich auch wohl phantastische, schemenhafte Wesen auf der einsamen Fläche aus und umhüschten Strauch und Baum, hüpfen auf dem Boden in ausgelassener Lust und im tollen Wirbel dahin. Die nedi-schen Moorfolde treiben ihr abendliches Spiel, um wenn der Sonnenball am nächsten Morgen wieder sein Tageswerk beginnt, lautlos zu verschwinden. Das ist echte Moorpoesie, die unser Inneres gefangen nimmt.

Still fahren wir dahin, als Hundegebell mich aus meiner Versunkenheit in die Wirklichkeit zurückruft. Vor uns tauchen die Gehöfte Neu- und Groß-Strellins auf, die sich an der Straße dahinziehen. Von ferne grüßt das Kirchlein herüber. Wir fahren durch die beiden Orte, die sich ziemlich lang dahin strecken, eine ganze Zeit. Hell blinken die Fensterscheiben der kleinen malerischen Häuschen im lauterer Golde der untergehenden Sonne, die mit ihrem Flimmern sich über Dächer, Bäume, Sträucher, Wege und Plätze ausbreitet, als könne sie sich gar nicht losreißen von dem so trauten Wilde abendlichen pommerischen Dorffriedens im Lenz.

Fachwerk- und Massivbauten in den bekannten Farbentönen, dazu das liebliche erste Grün des Lenzes, das Gelb und Braun des Aders geben eine prächtige Farbenzusammenstellung, die gekrönt wird von dem Sonnengolde, das dann aber verschwindet, als mein Fuhrwerk Groß-Strellin hinter sich gelassen hat. Das große Tagesgestirn hat seinen Lauf beendet und überläßt der Dämmerung das Szepter. Mit leisen Schwingen kam sie hernieder. Dann tauchen Neu-Flinkows Fachwerkgehöfte auf, die in ihren überwiegenden Preußenfarben etwas Uniformiertes in das liebliche Landschaftsbild tragen. Langsam durchfahren wir die Kolonie. An den Fenstern zeigen sich zuweilen Gesichter, die in der Hauptsache Jung-Neu-Flinkow angehören und die dem einsamen Gefährt verständnisinnig nachblicken. Bald ist auch Neu-Flinkows Dorffrieden hinter uns, und Neumühl taucht vor uns auf, damit zugleich die befestigte Straße. Es war dunkler und dunkler geworden, als wir kurze Rast in Neumühl halten. Unser waderes Röcklein wurde mit einem Stücke Brot bedacht und zeigte sich dafür dann um so dankbarer auf der Rückfahrt nach Stolp. Im flotten Trabe zog es unser leichtes Gefährt davon in die stille Maiennacht hinein. Mit Le-nau konnte man ausrufen:

Liebl'ich war die Maiennacht,
Silberwolken flogen — —

Und vorbei wie Traumessflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Es war in der That eine sehr schöne Fahrt in der milden Sommernacht; vor uns machte sich der rötliche Lichtschein über Stolp am Himmel bemerkbar, der uns verriet, daß unsere Fahrt bald zu Ende sein würde, aber auch unser waderes Köhlein mußte wohl heimatliche Sehnsucht verspüren, denn sein Trab wurde flotter und flotter. Des Stalles gastliche Räume mußten ihm vor seinem Auge auftauchen, deshalb die Eile. Uns war das ganz recht, war es doch bereits in der neunten Abendstunde, als uns die ersten Boten der Heimat wieder begrüßten, sie fladern durch das Dunkel der Nacht und werfen zittrigen Schein um sich, die Gasflammen in der Stolpmünder Chaussee. Dann aber wird es lebendig um uns, Fuhrwerksverkehr und Fußgänger lassen es dem Rutscher ratsam erscheinen, die Eile unseres Köhleins etwas zu mäßigen. Und so branden sie nun wieder um uns die Töne der Heimat, nach der bisherigen Stille doppelt bemerkbar: *H e i m a t ! ! ä n g e l*

Rihow—Schmaah.

Frühlingssehnsucht durchzitterte bei dem prachtvollen Wetter, das uns heuer der sonst so wetterwendische April in reichem Maße beschert hatte, ein jedes Herz. Das Leben in uns und da draußen in der Natur regte und betätigte sich mit Allgewalt. Hinaus mit tausenden von Fäden zog uns in die jungfräuliche Natur, die sich zu dem großen Hochzeitsfeste des Lebens nun mit dem ersten zarten grünen Schleier zu schmücken beginnt, den winzigen Menschenkindern zur höchsten Freude.

Der prachtvolle Sonnenschein hatte es auch mir Wandervogel wieder einmal angetan, und so griff ich zum Wanderstabe.

Mit vollen Zügen sogten meine Lungen den kräftigenden Erdgeruch, der von den Feldern aufstieg, mit wohligen Behagen ein. Vogelgezwitscher in den Bäumen und Sträuchern, Vogelgesang in den Lüften, die klargoldene Sonne webte ihre weiche Wärme vom blauen Himmelsdome hernieder und zaubert das Leben mit Macht hervor. Wem wollte da wohl das Herz nicht aufgehen, wenn er die um sich ausgebreitete Frühlingspracht bewundert. — —

Sonntag morgen wars. Hinter mir kamen ein paar Radfahrer, die gleich mir in den sonnigen Tag strebten, aber ihr eiliges „Kling-ling!“ will so gar nicht in die Stille der Natur passen, die sich ansiedelt, uns von dem Werden und Vergehen zu predigen, von dem ewigen Kommen und Gehen auf dieser Erde. Andachtsvoll lausche ich dem Pulschlage des Frühlings, lasse die hehre Natur auf mich wirken, eine Morgenandachtstimmung rings um mich, im vielstimmigen Chor jubelt es in allen Tonarten zur Ehre des Weltenmeisters. — —

Die Langenberge mit ihrem ersten zartgrünen Blaume liegen hinter mir, lange schon sind die beiden Radfahrer in einer Wolke Staubes verschwunden. Drüben tauchen die einzelnen roten, weißen und schwärzlichen Häuser jenseit der Stolpe auf, in wahrhaft glühenden Farben leuchten die roten sonnenbeschiene- nen Dächer, aus dem Wiesengrunde mit seinem schwärzlichen Baumbestande blüht es silbern und goldig, die Stolpe und die kleinen Teiche sind es, in deren Spiegel das allbelebende Tages- gestirn seine goldenen Strahlenbündel aufflammen läßt. Rechts vor mir streben an der Straße die Gebäude der Kalksandstein- fabrik auf, dann schließt der Höhenrücken hier die Uebersicht aus, vor mir treten die ersten Gehöfte des freundlichen K i h o w in ihren roten, schwarzen, weißen, grauen und gelben Farben in das Rundbild, weiter links wird dieses dann durch den Eisen- bahndamm abgeschlossen.

Bald habe ich die ersten Gehöfte erreicht, rechts tummeln sich einige Kinder in den Sandgruben, sonst ist es still, nur schwache Rauchsäulen, die aus den kleinen Schornsteinen der Häuser langsam in die Höhe wallen, verraten, daß Leben in den Häu- fern ist.

Weiter durchschreite ich die Dorfstraße. Sonntagsstille, Ruhe herrscht hier, ein behagliches Stilleben. Ab und an taucht an den kleinen Fensterscheiben ein neugieriges Kinderantlitz auf, um bald darauf wieder zu verschwinden. Drüben erheben sich die Gehöfte, die Straße bleibt unten und führt schließlich über den Bach, kreuzweis gehen nun die Straßenzüge dahin. Rechts oben stehen die einzelnen Gehöfte bastionartig, ein jedes für sich, tiefe Taleinschnitte ziehen sich wallgrabenartig nach der Straße hinab. Es macht dieser Teil des Dorfes in der That den Eindruck eines Forts. Am Bache entlang ziehen sich auf der einen Seite eine Reihe niedriger Häuschen und auf der anderen langgestreckte Scheunen, ein äußerst malerisches Bild bietet sich dem Auge dar. Sonnenglast webt in der Luft, von den kleinen Fensterscheiben flimmert und schillert es in feuriger Wabe auf, hüpfend, glucksend, murmelnd eilt das Wasser des Baches zu meinen Füßen davon, in den Risten aber jubiliert die Lerche, ein vorwitziger Star pfeift in wunderbaren Tönen vor seiner Wohnung das Lied von der unendlichen Liebe, leise rauscht es in den Kronen der Bäume.

Vor mir tat sich dann ein schwarzes Loch in dem gleich ei- nem Festungswalle sich erhebenden Eisenbahndamme auf, eine kalte Luft schlägt mir aus dem Halbdunkel entgegen, als ich in die Unterführung trete. Aber blendender Glanz umgab das Auge bei meinem Hinaustritt ins Freie. Welch ein gewaltiger Unterschied! Soeben erst die dumpfe Luft des Gewölbes, das Halbdunkel, und nun um mich das frisch pulstierende Leben!

Ist's nicht gerade so, als wenn ich aus dem dumpfen Bann des Grabes auferstanden wäre?! Ja, auferstanden ist die Natur, auferstanden aus den ihn beengenden Banden ist auch der Geist inmitten dieses Frühlingswebens.

Goldig beschienen breitet sich die Gegend vor mir aus, die Schienen der Kleinbahn blühen auf, als wären sie sauber gepußt, hinter mir ragt der hohe Bahndamm auf, gleich einem Festungswalle. Etwas links voraus erblicke ich die Gehöfte Nipnows, als ich den Weg nach Schmaak fortsetzte, dessen Mühle dann weiter hinten aus dem ersten Grün hervorlugt. Schmaak selbst, mit seinem Grau-Schwarz, Rot und Weiß, zieht sich fortartig den Berg hinan. Man könnte glauben, am Fuße irgend einer Befestigungsanlage zu wandern. Freundlich ist das Bild, das sich dem Auge bietet; zwar nicht gerade von überwältigender Schönheit, immerhin aber lieblich genug, um als Idyll angesprochen zu werden, zumal in dem ersten zarten Grün des erwachenden Lenzes.

Bim-bim-bim-bim! tönt es da im gleichen Rhythmus durch die Stille des Sommermorgens; an dem schwarzen Häuschen, das vor mir sich aus dem Wiesengrün am Bahndamme erhebt, haben sich einige wenige Menschenkinder eingefunden, die eifrig den Bahndamm entlangsehen, der Schallrichtung entgegen. Ganz deutlich höre ich das Keuchen der Lokomotive, das Rollen des Trains, bis er endlich unterhalb der Mühle nach einem langen Pfliffe sichtbar wird. Dann ein Surren und Klappern, das Bügler hält an dem Häuschen, um bald darauf wieder weiter zu eilen, dem nahen Stolz zu.

Sonntagsmorgenstimmung lag über Schmaak ausgebreitet, als ich meinen Fuß bei der Mühle in das freundliche Dorf setzte. Die Sonne spiegelte sich im Wasser des Weihers, mehrere Enten zogen schnatternd ihre Kreise, verträumt lagen die gegenüberliegenden Gebäude, in behaglichem Stilleben schaukelte sich ein Boot auf dem Wasser, in den Kronen der Bäume aber spielte ein leises, lindes Lüftchen, gerade, als wolle der Lenz das Leben aus dem Schlafe erwecken. Auf dem Dunghaufen bei den Stallgebäuden aber scharren kräftige Hühner, stolz schreit der Gockel sein „Kickericki“ in den warmen Morgen hinein.

Der Weg geht nun unter den Bäumen ins Dorf hinein, etwas in die Höhe. Rechts führt ein solcher durch einen Hohlweg nach oben, um uns dann auf einem Umwege nach dem Bahnwärterhäuschen der Hauptbahn zu bringen, deren Gleise und Bahndamm durch eine dichte Hecke von uns getrennt sind, hinter der ein paar kleine Häuschen eine wunderbare Idylle bilden, abgeschlossen von der Außenwelt. Einen sehr freundlichen Eindruck machen die sauberen Gehöfte in den vorwiegend dunklen Tönen, auch die weiche Linie des Strohdaches trifft das Auge

noch vielfach, wenn wir das Dorf durchwandern. Von hohem malerischen Reiz ist auch die alte Toreinfahrt eines Gehöftes, das etwas weiter nach oben, kommt man von der Mühle aus, liegt. So wechseln die Gebäude in Fachwerk mit Strohdach und in Stein mit Ziegeldach ab. Bunte Mannigfaltigkeit besteht in den Formen, große Abwechslung in dem Farbenreichtum. Von ferne blaut eine Waldkette auf.

.....

Kublik—Weddin.

Nicht auf der Landstraße strebte ich dem freundlichen Kublik zu, sondern auf einem verschwiegenen stillen Feldwege, der sich rechts nicht weit von der Bahn hinzieht. An dem Wöhschen Zimmerhofs vorbei führt uns dieser Weg durch die Wiesen und durch Getreidefelder. In den Lüften jubilierte die Lerche, Wolken zogen am Himmelsdome dahin, zuweilen huschte ein ganzes goldenes Strahlenbündel über die Landschaft, die zu beiden Seiten des Weges ja nur als Wiesen oder wogenden Kornfeldern besteht. Ein paar Büsche am Wege und vereinzelte Bäume im Felde geben den Sängern der Lüfte gute Nistgelegenheit, und so ist es denn nur zu natürlich, daß es überall zwitschert und jubiliert, hoch oben in den Lüften singt die Lerche; Goldammer, Weissen und Finken aber schmettern hier unten die Begleitung im bunten Rhythmus aus nie ermüdenden Kehlen hervor. Auf den Wiesen schafft des Landmannes fleißige Hand, duftende Grüns sendet uns das gewendete Heu herüber, Balsam schwebt in der Luft, und begierig saugen die Lungen den Odem der Natur ein.

Wie auf einem weichen Teppich gleitet der Fuß auf dem ehemaligen Moorboden dahin, auf ganzen Strecken sieht das Auge noch die torfähnliche, schwärzliche Erde, die aus dem Graben an der Seite auf den Weg geworfen wurde. Einsam ist's dann um uns, da zeigt der rollende Train zu meiner Rechten, daß auch in diese stille Einsamkeit der Weltverkehr seinen Einzug gehalten hat, kaum ist er davongerollt, ertönt hinter mir das Bim—him—Kling—Kling! der Stolpetalbahn und zeigt, daß wir im Zeitalter des Verkehrs leben. Ich drehe mich um und sehe gerade noch, wie das Zügle in einer Talsalte verschwindet; aber nun habe ich ein geradezu überwältigendes Bild der guten Stolpestadt vor mir. Von den hochgelegenen Häusern an der Schlauer Straße bis zu dem fernen St. Georg baut sich vor mir das Rundbild auf, im Vordergrund links die beiden Wassertürme der Bahn, rechts der schwarze Gasometer, die hohe Esse des Schlachthofes, der Schlachthof und dessen Restaurant, in der Mitte die Häuser an der Hospitalstraße, weiter vorne die Schule und die kleinen

Häuschen der Gartenstraße, und darüber ragen die Gassen in die Luft. streben Stolz's Türme auf. Mit Ausnahme des ehemaligen Nonnenkloosterturms, dem des Reuentors und dem des Kreishauses sind sie alle zu erblicken, und eingerahmt wird das freundliche Bild durch den Bergkranz, der sich drüben hinzieht. Dunkel heben sich die Langenberge mit dem Baumbestande der Waldkateranlagen ab, im Sonnenschein leuchtet das Häuschen auf dem Erzerzierplatze, ich glaube, es ist das Pulvermagazin, weiterhin ziehen sich die Baumreihen der Reitzer- und Gumbiner Chaussee hin, zu Füßen der letzteren aber breiten sich die Kasernengebäude unserer Husaren aus. Immer wieder könnte man dieses schöne Bild betrachten, aber die Zeit enteilt wie Vogelsang von hinnen und kehrt nie zurück. Da heißt es also, sich losreißen und weiter eilen.

Rechts von mir zieht sich der Bahndamm hin, etwas weiter ragen die Baumkronen der Schlatter Chaussee auf und schließen hier den Blick ab. Links scheinen die Bäume der Kubitzer Chaussee auf uns zuzukommen — unser Weg mündet im spitzen Winkel in die Chaussee ein —, dahinter aber liegen die dunklen Kramper Berge mit ihren Tälern und Kuppen greifbar nahe und in einer Deutlichkeit, wie ich diesen Hügelzug selten erschaut habe. Es ist auch jede einzelne Linie deutlich zu erkennen, und dann das Farbenspiel, das die verstedspielende Sonne hervorzaubert, dieses ewige Wechseln vom melancholischen Schwarzgrün mit dem flammenden Golde, das blitzartig über die Gegend zieht! Weiter erblickt das Auge die Stolpeberge mit ihren bewaldeten Kuppen und den hellgrünen Streifen der Felder darunter. Hier ist der Kontrast beinahe noch wirkungsvoller, wenn das Sonnenlicht sich darüber ausbreitet und dann verschwindet. Kulissenartig zeichnen sich selbst die fernsten Ketten von den vorgelagerten ab; weit reicht der Blick in der klaren Luft, trotz des bewölkten Himmels, bis die höchste der Ketten sich im undeutlichen Blau verliert. Vor mir erblicke ich dann links die ersten Häuser von K u b i t z. An blühendem Kleeфельde mit üppig gedeihendem Futter, hochragenden Roggenfeldern, aus denen es blau und rot aufleuchtet, und an einem Haferfelde, das fast ganz von gelbem Hederich überwuchert ist, vorbei gelange ich auf die Chaussee. Rechts graszt eine Herde der so nützlichen Wiederkäufer auf einer Hütung, links tummelt sich ebenfalls eine Kuhherde auf der Weide.

Die ersten Häuser des Ortes ziehen sich zu beiden Seiten der Straße hin und sind in villenartigem Stile erbaut, kleine Vorgärten, in denen es blüht und grünt, geben ihnen ein freundliches Ansehen. Man könnte fast vermeinen, in eine Vorstadtstraße eines kleineren Städtchens einzubiegen, wenn man Kubitz betritt. Das Strohdach und der Fachwerkbau sind hier

verschwunden, erst viel weiter im Dorfe erblicke ich das erste malerische Strohdach, die ersten Fachwerkgehöfte. Das eine Dach wurde ausgebessert, bleibt also noch erhalten, während das andere zum Teil schon einem Ziegeldach hat weichen müssen und ein Teil seines Fachwerkbaues bereits massiv ausgebaut worden ist. Der Anblick dieses Umbaues ist recht malerisch, leider wird das schöne Bild nach vollendetem Umbau wohl nicht mehr das von heute sein.

Weiter trifft das Auge dann auf grünbewachsene Strohdächer, auf bunte Fachwerkgebäude aus Stein und Lehm. Aber die alte Bauweise verschwindet immer mehr, das Fachwerk weicht dem Steinbau, das Strohdach dem Ziegeldach. Das sieht man an Publiz so recht deutlich. Wie lange noch, und das letzte Fachwerkgebäude mit dem Strohdache wird der Vergangenheit angehören. Vorbei wird es dann mit der Poesie des stillen Dorfes sein, vorbei mit den malerischen Effekten, die ein Gang durch die Dörfer unserer Heimat uns augenblicklich zum weit- aus größten Teile noch bietet. Publiz mit seinen wechselnden Bauten in den verschiedenen Farbentönen, mit seinen Fachwerkgehöften und Strohdächern, die sich gleich zwei Fangarmen zu beiden Seiten der Hauptstraße ausdehnen, mit dem grünen Kranze, der fast alle Gehöfte umgibt, bietet dem Auge einen reizvollen Anblick dar. Fast vom Grün der umgebenden Bäume überragt liegt das kleine schwarzweiße Gotteshaus auf einem Hügel. Der kleine kuppelgeschmückte Glockenturm überragt nur um weniges und an einzelnen Stellen die grüne lebende Mauer.

In einer S-Windung führt der Weg am Fuße der Kirche nach A d l . P u b l i z hinein. Der Ort bietet hier fast das gleiche Bild wie in der Schwesterngemeinde. Einige wenige Fachwerkgebäude mit Strohdächern, in der Hauptsache Massivgebäude. Doch eine schöne Farbensymphonie bietet sich dem Auge dar. Vom Weiß bis zum Schwarz, vom zartesten Gelb, Grün, bis zum dunklen Rot, Grün, Braun und Blau sind fast alle Töne vorhanden, dazu das frische Grün der Bäume. Es ist ein Bild behaglichen Dorffriedens, das der Wanderer mit sich nimmt, wenn er seinen Fuß weitersetzt.

Fast unmittelbar hinter dem Dorfe trennt sich der Weg, der eine Teil, der an den Friedhöfen vorbeiführt, geht nach Birkow, der andere nach Weddin. Ich entschieße mich für letzteren.

Die düsteren Fichten, die den älteren Friedhof umrahmen, die dunklen Zypressen, die sich im Winde schaukeln, lassen ihr mahnendes memento mori ertönen, und eine dunkle Wolke am Himmel scheint diese Stimmung noch erhöhen zu wollen, doch wenige Schritte weiter bietet sich mir ein ungleich freundlicheres Bild. Eine Spargelkultur führt mich in das Leben mit allen sei-

nen raffinierten Erfordernissen hinein. Die Landschaft mit den verstreuten massiven Häusergruppen zur rechten, das einzelne Fachwerkgehöft zur linken Seite lenken den Blick bald ab von dem Wahrzeichen des Todes.

Eine Biegung des Weges scheint mich dann in eine wahre Parklandschaft gebracht zu haben. Ueberall erblicke ich an muldenförmigen Vertiefungen Baum- und Gehölzgruppen. Der Weg führt auf eine kleine Anhöhe an üppig stehenden Getreide- und Kleeefeldern vorbei, unter Ebereschen dahin, bis vor mir, halbrechts, einige rote und schwarze Dächer auftauchen, die ersten Gehöfte *Beddins* blinken im Abendsonnenscheine, dann verschwinden sie hinter den Bäumen des Gutsparkes, die diesen in einer Talsalte liegenden Teil des Ortes kullissenartig den Blicken verbergen. Rechts auf einer leichten Anhöhe erhebt sich eine schwarze Holländer Windmühle. Der Weg führt dann durch ein Gelände, wie es lieblicher der beste Landschaftsgärtner nicht schaffen könnte. Muldenartige Vertiefungen, an den Böschungen mit Gehölzgruppen bepflanzt, in der Flur selbst viele Gehölzgruppen, der etwas aufragende Gutsпарк mit seinem stattlichen Baumbestande, die üppig stehenden Felder zu beiden Seiten der Straße, die sauberen Gehöfte aus Fachwerk mit Strohdach, noch mehr aber die Massivbauten in den bunten freundlichen Farben, die alte Schmiede am Eingange des Dorfes, die aus dem Mittelalter zu stammen scheint, die freundlichen Gutsgebäude, überhaupt die ganze Lage in und an der Talsalte bilden ein einzigartiges Idyll, von dem man sich nur schwer trennt, und nur seufzend tritt man die Heimfahrt an. Der Abend hatte bereits eine wohlthuende Kühle geschaffen, als ich wieder in Stolp anlangte, dessen Silhouette uns lange schon auf der Straße entgegenleuchtete im Glanze der letzten Strahlen des großen Tagesgestirns vor seinem Abschiede von uns. Verklärt und vergoldet zeigte sich uns das Bild und spann seine milden Fäden in unsere Herzen, sie einhüllend und fest an sich knüpfend: *Heimatlänge*.

.....

Labuhn—Scharfow—Rathsdamnitz—Klein-Ganssen.

Das überaus reizend gelegene *Klein-Ganssen* hatte ich für meine Wanderung wiederum als Ziel gesteckt, nur wollte ich es auf dem Feldwege erreichen, der von Rathsdamnitz bei der Papierfabrik beginnend nach Erien und weiter nach Ganssen führt. Diesen Weg hatte ich gewählt, weil ich nach der Karte annahm, daß ich während der ganzen Wanderung die Stolpberge zur Seite und rechts vor mir haben würde. Aber es kam anders, denn ich hatte den Waldbestand nicht in Rechnung ge-

bracht. Der Ausflug war deshalb in der Wanderung von Rathsdammniz ab nicht so lohnend, wie ich mir das versprochen hatte. Das Wetter zwar hatte sich gut gehalten, auch der Weg war fest, aber der Ausblick ließ leider viel zu wünschen übrig.

Der Zug hatte uns bis nach Labuhn gebracht, dessen freundliche Gehöfte im trüben regenfeuchten Schleier sich drüben weit links der Bahn im Grün der Vegetation dahinziehen. Hell leuchtet das Rot der Ziegeldächer und der massiven Gebäude auf, unterbrochen von dem Bunt des Fachwerkes und dem Schwarz des Stroh- oder Pappdaches. Und eingerahmt ist der freundliche Ort von dem saftigen Grün der Bäume und dem der Felsen. Wir betraten aber den Ort nicht, um an der Bahn entlang nach Scharfow zu wandern. Der drüben herübergreifende Bergfranz der Stolpe hat das zu Wege gebracht. Bald hat uns der taufrische Wald aufgenommen, denn so kann man ihn wohl nach den vorausgegangenen Güssen, die sich bis in den Sonntag morgen hinein erstreckten, bezeichnen. Der Weg ist fest geregnet. Im Walde weht ein feiner, weicher Duft, es ist, als ob tausend neckische Wesen ihren Spuk in ihm trieben. Wehende Dampfschwaden durchziehen ihn gleich schemenhaften, phantastischen Elfengestalten. Ein Elfendom ist der dunkle Fichtenwald in der Tat, hat er doch tausende und abertausende wunderbare Kristalltropfen in seinen Baumkronen und Nester hängen, daß er leuchtet in tausendfältiger Schönheit und Pracht, zumal Frau Sonne es sich nicht verdrücken ließ, von Zeit zu Zeit das Gewölk des Himmels zu durchbrechen und nun ihren Strahlenfranz in den Walddesdom sandte, daß es aufleuchtete in demantener Schönheit.

Es wandert sich leicht auf dem festgewordenen Sandwege parallel des Gleises, wenngleich die Fernsicht durch den Wald abgeschnitten ist. Die kräftige, milde, ozonreiche Luft, die Stimmung, die in dem Walde liegt, und die der nach einem reinigenden Gewitterregen gleicht, tun ein übriges, keine Langleiwe aufkommen zu lassen. Zuweilen trifft Meisengezirpe unser Ohr, in der Ferne läßt sich der Ruckuck vernehmen, und aus den Büschen schallt das Krah! Krah! der grau-schwarzen Krähen herunter, welche lehtere über dem Walde dahinstreichen, nach der Stolpe zu. Sie liegt mit samt den sie einschließenden Bergen rechts, aber zu erblicken ist nichts von beiden.

Labuhner Brücke, die nächste Station der Bahn, scheint ausgestorben zu sein. Hier lichtet sich der Wald etwas, so daß der Blick auf Ziegeldächer inmitten eines grünen Kranzes frei wird. Drüben zieht sich die blauschwarze Höhenkette hin, um dann vom Walde wieder verdeckt zu werden. Nach ganz kurzer Zeit erreichen wir, immer im Walde wandernd, Scharfow. Wir biegen in den ziemlich an der Mündung der Schottow lie-

genden Ort ein, die hier von der Eisenbahnbrücke überspannt ist und hurtig plätschernd dahinstürmt. Es herrscht in den kleinen Häuschen und der idyllischen Mühle Sonntagsruhe. Nur ein paar wachsame Dorfkläpper lassen ihren Gruß erschallen. Wie in allen Dörfern tritt neben das Fachwerkgebäude mit dem malerischen Strohdach auch in Scharfow das niedrige Ziegelsteinhäuschen. Die Gehöfte sind etwas auseinandergezogen resp. in Gruppen gelegen. Es gibt nicht viel hier zu sehen, so daß die Weiterwanderung nach Rathsdamnik durch den schweigenden Wald bald fortgesetzt wird.

Schneller, als wir es vermuteten, sind wir in dem langgestreckten Rathsdamnik angelangt, dessen freundliche Häuschen, die sich zumeist an der langen Hauptstraße hinstrecken, den Eindruck aufkommen lassen, daß man sich in einem Bade befindet. Dazu paßt auch die schöne Lage in dem langgestreckten Tale, dessen beiderseitige niedrige Höhen den Ort zu beschützen scheinen. Da unser Reiseziel aber hier noch nicht erreicht war, so halten wir uns in dem freundlichen Orte nur kurze Zeit auf. Am Eingange zum Orte bei der Bahnstation liegt die Papierfabrik mit ihren Gebäuden und Essen und dem gleich einem wuchtigen Burgfried aufragenden rotweißen Turme, der auch einem Leuchtturme gleicht. Die sauberen kleinen Arbeiterhäuschen der Fabrik, in deren unmittelbarer Nähe, zeigen in ihrer Schmutzheit, daß nach getaner Arbeit der Arbeiter eine gesunde Wohnung hier vorfindet, in der er sich ausruhen kann. Die Zufriedenheit der Bewohner verrät die Ruhe, die die Häuschen umgibt.

Ueber die Schienen hinweg führt uns der Weg nun wiederum in den schweigenden Wald. Nach Crion zu geht es. Schon hatte der Wind fast die letzten Wassertropfen von den Bäumen fortgewischt, als wir in den harzduftenden Wald einbiegen. Auf weichem Sande wandert der Fuß dahin. In den Lüften summt, singt und klingt es in frohem Jubelchor. Freier hebt sich die Brust und saugt in großen Zügen gierig die ozongeschwängerte kräftigende Luft ein. Aber auch der Insekten bunte Schar ist lebendig geworden und umschwebt uns in neckischem, launischem Spiele, allerdings uns nicht gerade zur Freude, und die mit dem Taschentuche bewehrte Hand ist in ständiger Bewegung, die lästigen Quälgeister aus dem Bereiche des Gesichts zu vertreiben.

Nach einiger Zeit taucht plötzlich ein blauer Berggücken halb rechts vor uns auf, die Spitze in einen weißen Dunstschleier gehüllt. Die pommerschen Heimatfarben präsentieren sich, das Blau allerdings ist etwas reichlich dunkel. Diese blauweißen Farben gehören den Stolpebergen an, die sich am jenseitigen Ufer hinstrecken. Eine ganze Strecke sind sie nun unser Beglei-

ter, dann verschwinden sie zwar, um vom Walde verdeckt zu werden, aber nach einiger Zeit sind sie wieder da. Der Blick fällt in die Tiefe, tief unter uns, zu unseren Füßen blinkt es auf im leichten Scheine der soeben siegreichen Sonne in ihrem Kampfe mit den Wolken. Gleich einem ziemlich breiten silbernen Bande schlängelt sich der langgestreckte *Criener See* durch die Wiesen am Abhange der diesseitigen bewaldeten Bergwand dahin. Drüben, an der anderen Bergwand, aber erblicken wir rote, graue und schwarze Farbenflecke inmitten des dunklen und hellen Grüns. *Crien* mit seinen Gehöften liegt vor uns; gleich einer Schachtel Spielzeug scheinen die Gehöfte an der Bergwand aufgestellt zu sein. Umgeben vom frischen, satten Grün.

Den Blick auf die Bergwand und den vorgelagerten See genießen wir eine ganze Zeit. Dann wird er durch den Föhrenwald verdeckt, um nur noch vereinzelt in die Erscheinung zu treten. Stundenlang wandern wir jetzt durch den schweigenden Wald. Außer uns betritt keine Menschenseele den sandigen Pfad, der sich schier endlos dahinzieht. Die einzelnen Reviere wechseln ab, was aus verschiedenen Tafeln zu ersehen ist. Der Föhrenwald aber bleibt. Dann dehnt sich hinter einer Fläche Rahlschlag eine junge Schonung aus, und drüben taucht abermals ein Stück der dunklen Bergwand auf, doch wenigstens eine Abwechslung! Nach längerer Wanderung kommen wir endlich an einer menschlichen Behausung vorbei, doch lassen wir sie weit links liegen. Es ist das Forsthaus, bestehend aus Fachwerkgehöften mit schwarz-weiß-roten Dächern und grün gestrichenen Fensterrahmen und Kreuzen, die sich dadurch sehr hübsch von der weißen Fläche des Fachwerks abheben.

Dann sind wir wieder allein im Walde, bis sich die Gegend wie mit einem Schlage ändert. Der Schloßberg bei Klein-Ganssen taucht auf und hinter ihm in weiter Ferne die in weißen leichten Dunst gehüllte Bergkette. Näher und näher kommen wir dem im Tale freundlich eingebetteten *Klein-Ganssen*. Am Rittergute vorbei, zur Seite die wogenden Getreidefelder und grünen Wiesen, betreten wir den Ort. Aber lange können wir uns heute nicht aufhalten, denn der Zug wartet nicht, sodaß wir nach kurzer Rast uns sogar eines Wagens zur Rückfahrt nach Muttrin bedienen müssen.

Schweigend fahren wir in den Abend hinein, durch Groß-Ganssen, bis dann Muttrin vor uns auftaucht. Am Bahnhofe sind wir noch nicht lange angelangt, als ein langgezogener Pfiff und das Reichen und Läuten der Lokomotive uns die Ankunft des Zuges verraten.

Er bringt uns der Heimat wieder zu. Wunderbare Musik deucht uns das Räderrollen und das durch die Stille des Abends

bringende Geläut der Lokomotive. Eine Station nach der andern fliegt an uns vorüber, dann taucht die gute alte Stadt Stolp vor uns auf, verklärt von goldenem Abendsonnenschein.

.....

Mahnwitz—Sageritz.

An einen Lichtblick in Preußens trübster Zeit erinnert ein einfaches, aber würdiges Denkmal an der Chaussee zwischen Mahnwitz und Sageritz im Kreise Stolp.

Die beiden Orte liegen gegen zwei Meilen von Stolp in östlicher Richtung entfernt. Von Stolp aus müssen wir die nach Lauenburg führende Chaussee einschlagen, wenn wir die beiden Dörfer aufsuchen wollen. Unmittelbar hinter Stolp klettert die Straße auf ein Plateau hinauf, das sich zwischen Stolpe und Lupow erstreckt und in leichten Wellenlinien sich zu beiden Seiten der Straße ausdehnt, in weiterer Ferne begrenzt von bewaldeten Bergtuppen, die im Nebel zu verschwimmen scheinen. Waldbereich ist dieser Bergrücken gerade nicht. Des Ackers wellige Fläche nimmt den Hauptraum ein, nur zuweilen tauchen bändergleich dunkle Flächen Nadelholzes in der Ferne auf.

Weitverstreut liegen auf diesem Plateau die einzelnen Dörfer, fast ganz versteckt in Baumkränzen, aus denen es zuweilen rot aufleuchtet, trotzdem das Ziegelrot in den zumeist Gutsdörfern noch nicht vorherrscht. Im Gegenteil trifft das Auge in der Hauptsache hier auf die malerischen Fachwerkgehöfte in den verschiedensten Farbentönen und die stumpfe Linie des Strohdaches in den satten Farbenshattierungen. Doch auch hier müssen die lieben alten Formen der heimatlichen früheren Bauweise von Jahr zu Jahr mehr dem nüchtern wirkenden kalten Steinbau weichen. Und das geschieht in einer Gegend, die nicht einmal Bahnanschluß hat.

Nördlich führt zwar der große Schienenstrang hindurch, der Stettin mit Danzig verbindet, aber bis zu den an ihm liegenden wenigen Stationen ist ein weiter Weg zurückzulegen, so daß sich der Hauptverkehr auf den Straßen per Achse abwickelt. Im Süden dieses Gebietes ist er sogar einzig und allein darauf angewiesen, denn dort fehlt jedwede Bahnverbindung. Zwar sind bereits Interessenten zusammengetreten, um Vorgesprechungen für die Erbauung einer Bahn von Stolp nach Lupow zu halten, aber bis zum Beginn des Baues dieser Verbindung dürften noch reichlich einige Jahre in die Lande gehen, trotzdem ein solcher Bahnbau für die ganze Gegend von Segen sein würde.

Bis zu dem Gutsdorfe Mahnwitz bietet die Gegend wenig landschaftliche Reize, von diesem Dorfe aber zieht sich gleich

einem vorgeschobenen Kiegel ein niederer bewaldeter Bergrücken nach Süden, um in der Ferne in dunklen Linien zu verschwinden.

Links ragt ein hellrotes Kirchturmspitzchen in der Gegend auf. Es gehört der Sageritzer Kirche an, die das in einer Geländequersalte liegende, vom Grün der Obst- und anderer Bäume umgebene freundliche Bauerndorf überragt und dadurch zur Wegmarke der Gegend wird. Es zweigen zwar schon vorher verschiedene Landwege nach Sageritz von der Chaussee ab, die den Weg um ein bedeutendes abkürzen, aber sie sind nur bei trockenem Wetter zu benutzen, da sie unbefestigt sind, weshalb der Wagenverkehr sich zumeist auf der Chaussee vollzieht.

Nachdem wir auf dieser das fast im Grün eines alten Parkes eingebettet liegende Mahnvißner herrschaftliche Gutsgebäude in trautem Wiedermeierstil und die sich anschließenden Wirtschaftsgebäude hinter uns liegen gelassen haben, zweigt von der Stolp-Lauenburger Chaussee die nach Glowitz und weiter nach Zeba führende nach Norden ab. Eine gute halbe Stunde und wir sind in Sageritz, immer deutlicher heben sich einzelne Gehöfte und die Kirche des Dorfes aus dem allmählich kuppelter werdenden Gelände ab.

In anmutigem Wiesentale hüpfte links ein munteres Wässerlein hin, das reich an Krebsen ist. Einstmals hat es wohl hier einen großen See gebildet, der ringsum von welligen Ufern umsäumt war, die nun als liebliche Hügelketten auf dem Wiesenteppich hinabgliden. Eine solche Hügelkette verhüllt die größte Zahl der Gehöfte Sageritz den Blicken, nur zuweilen lugen Baumwipfel darüber hinaus und des dunklen Strohdaches First einzelner Gehöfte hebt sich kaum ab von dem Hintergrunde dunkler Fichtengürtel, die jenseits der Talsalte den Abschluß bilden. Dagegen ist die hochliegende Kirche nun deutlich zu erkennen. Rechts von der Chaussee dehnen sich Ackerflächen aus, die in der Ferne von dunklem Waldsaume abgeschlossen werden. Unweit Sageritz steht dann das oben angeführte Denkmal (eigentlich Denkstein), das die Heldentat der waderen Schillschen Reiter-schar der Nachwelt übermitteln soll. Es besteht aus einem mächtigen nordischen Findling, der im nahen Deutsch-Barstnitzer Gutswalde ausgegraben und nach Ueberwindung unsäglich Mühsale, die hauptsächlich durch das Fehlen fester Wege entstanden, nun in dem Denkmal seine Auferstehung begehen konnte.

Um den Riesen transportieren zu können, mußte er zunächst in zwei gleiche Teile gesprengt werden, wovon jeder noch immer das stattliche Gewicht von gegen 200 Zentner, der eine sogar noch bedeutend mehr, wiegen. Zieht man nun in Betracht, daß kein fester Weg zum Transport zur Verfügung stand, ja nicht einmal

ein entsprechender Wagen, so wird man ermessen können, welche Stüd Arbeit die Sageritzer Besitzer hierbei geleistet haben.

Die treibende Kraft des ganzen Denkmal-Projektes war der Hofbesitzer Reinhold Wenzlaff in Sageritz, der zunächst verstand, den Kriegerverein für die Sache zu interessieren und sich dann fast ganz allein an die Aufbringung der Mittel machte, sodaß er in kürzester Zeit 1198,80 M gesammelt hatte. Des ferneren stiftete auf Wenzlaffs Veranlassung Landrat von Brüning in Stolp einen Bronzeadler, der den Stein krönt und rund 700 Mark kostete.

Frisch und fröhlich konnte jetzt ans Werk gegangen werden. Alle Mühseligkeiten nahmen die Sageritzer gern in den Kauf. Dahin gehörte zunächst der Transport der beiden Steinhälften. Obgleich man dazu den stärksten Wagen nahm, den das Dorf besaß, brach dieser unter der ihm aufgebürdeten Last zusammen. Da war guter Rat teuer, doch die Sageritzer verzagten nicht, sie erbauten einen stärkeren Wagen und konnten den Transport dann bewerkstelligen. Achtzehn Pferde waren erforderlich, die Last in dem losen Boden fortzubewegen, in dem die Räder fortwährend bis an die Achsen einsanken. Immer wieder mußte zum Spaten gegriffen und der Weg mit starken Bohlen ausgelegt werden, so daß der gar nicht so weite Weg reichlich Zeit in Anspruch nahm.

Alle diese Schwierigkeiten, die mir in Sageritz recht eindringlich geschildert wurden, sieht man dem Denkmal allerdings nicht an. Auf einem aus einzelnen behauenen Granitsteinen mit Zementguß zusammengefügtten ca. einen halben Meter hohen Sockel erhebt sich der durch Zementguß wieder zusammengefügte Findlingsblock, einem riesigen Daumen gleichend, mit dem Bronzeadler mit ausgebreiteten Schwingen, als Bekrönung. Auf der Straßenseite befindet sich im oberen Teile des Steines in goldenen Lettern eingegraben folgende, mit einem goldenen Eichenkranz eingefasste Inschrift:

Zur Erinnerung
an das Gefecht bei Mahndwiz
am 18. März 1807,
in dem Schillsche Reiter über
Polen im Solde Napoleons
siegten“.

Auf dem unteren Teile steht dann, gleichfalls in goldenen Lettern eingemeißelt:

„Errichtet vom Kriegerverein Sageritz.
1910“.

Vier mächtige Granitkugeln flankieren den Stein an den Seiten auf dem Sockel, während den Hintergrund eine Anpflanz-

zung von Bäumen bildet, die freilich erst in späteren Jahren mehr in die Erscheinung treten wird. Der Kaiser stiftete zwei Geschütze, die nun an dem Denkmal ebenfalls Aufstellung erhielten.

Die Einweihung des Denksteins erfolgte gelegentlich der 600-Jahrfeier Stolps in Gegenwart der Kaiserin, die auf der Fahrt zur Grundsteinlegung des Tuberkulose-Krankenhauses im nahen Deutsch-Karstnik am Denkmal hielt, begrüßt von brausenden Hurraufen der am Denkmal Aufstellung genommenen Krieger und der zahlreichen Menge. Durch Landrat Dr. von Brüning wurde der Landesmutter Besizer Reinhold Wenzlaff-Sageritz vorgestellt. Als dann fiel nach einem Gesänge der Schulkinder und einem vom Vorsitzenden des Kriegervereins ausgebrachten Hoch auf die Kaiserin die Denkmalschülle. Die Kaiserin trat an das Denkmal heran und erkundigte sich bei dem Besizer Reinhold Wenzlaff nach dem Zwecke und den Daten des Denkmals, letzteres dabei genau in Augenschein nehmend. Auf das huldvollste verabschiedete sich alsdann die hohe Frau von dem Erbauer des Denkmals, diesem versprechend, dem Kaiser darüber Bericht zu erstatten, wie schön die Pommern alles ausgeschmückt hätten. An die Enthüllung durch die Kaiserin erinnert auch folgende an dem Steine angebrachte Inschrift: „Enthüllt in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta Victoria am 5. September 1910.“ Der Vollständigkeit wegen sei noch hier angeführt, daß der Denkmalplatz mit Flaggen und Guirlanden bei der Feier reich geschmückt war. Es nahmen u. a. sämtliche Kreistagsabgeordnete, viele Abgeordnete und Kreiseingeseffene an der Feier teil. Die gegen zwei Meilen lange Chaussee nach Deutsch-Karstnik war mit Guirlanden, Fahnen und Emblemen reich geschmückt.

Es handelt sich bei dieser Begebenheit, die hier der Nachwelt in Stein festgehalten wird, um einen Ueberfall, den Schillsche Husaren auf ein polnisches Streifkorps ausführten, das von Stolz aus die Gegend während der Belagerung Kolbergs heimsuchte, und in dem die polnischen Hilfstruppen des großen Korsen arg zusammengehauen wurden, sodaß sie in wilder Flucht nach Stolz zurücktritten, welsch letzteres von einem polnischen Korps besetzt war. So gewaltig war der Eindruck des Gefechts, daß sich das mehrere tausend Mann starke polnische Korps eilends nach Süden zurückzog. Doch war Schill, der die Aufgabe übernommen hatte, die Verbindung zwischen Kolberg und Danzig aufrecht zu erhalten, mit seinem waderen Korps viel zu schwach, um gegen den abziehenden Feind etwas ernstliches zu unternehmen. Er mußte sich darauf beschränken, kleinere feindliche Abteilungen aufzuheben und dadurch dem Feinde Schaden zuzufügen und ihn fortwährend zu beunruhigen.

je owo oddział woj-
skowy polski i odd-
ział niemiecki
zobacz na wst 10
tego co podaje au-
tor tej książki, ki-
smy Niemcy to
przegrywają, nadmieniając, że dane liczbowe o sile wojska polskiego
i polskiego z nim oddziału wojska raskiego, są grubo przesadzone
poutre: Dr. Hans Brannig, „Die Polen in Pommern im Frühjahr 1808“
w. „Baltische Studien, Neue Folge, Band 37“

Nun bietet Sagerik zu einem kühnen Ueberfalle geradezu ideale Vorbedingungen. Seine Lage eignet sich einzigartig zur Begung eines Hinterhaltes, in den damals die Polen blind hineingerieten. Hohlwegartig mündet die lange Dorfstraße in die Chaussee, die bereits damals, wenn auch noch nicht befestigt, als Verkehrsweg bestand. Vom Feinde ungesehen, konnten hier die kühnen Reiter den rechten Augenblick zum Einhauen abpassen, da sie den Feind schon lange Zeit vorher erspähen konnten. Selbst wenn das Unternehmen mißglückt wäre, war für die kühne Schar nicht zu viel zu befürchten, da der nahe Wald Schlupfswinkel genug bot.

Sagerik, ein Bauerndorf in äußerst idyllischer Lage, mit malerischen Gehöften, ist eine alte Ansiedelung. Hier befand sich schon in der Zeit, als die Wenden den abziehenden Germanen folgten, ein Burgwall, einer jener künstlichen Hügel, die noch mehrfach in der Stolper Gegend auf uns überkommen sind. Jetzt erhebt sich auf diesem höchsten Punkte des Dorfes die Kirche, die in ihrem Schiffe ganz aus behauenen Granitsteinen erbaut werden konnte, die in der Nähe billig zu haben waren, da in alten Zeiten die auf ihre Privilegien eifersüchtigen Stolper ein von den Herzögen in Sagerik in Bau genommenes Schloß einfach niederrissen, was die ohnmächtigen Landesfürsten geschehen lassen mußten. Die Chronik berichtet wenigstens nichts darüber, daß die Stolper für diesen Uebergriß bestraft worden wären. Dagegen wurde der geplante Schloßbau nach seiner gewaltsamen Inhibierung niemals ausgeführt. Seit jener Zeit aber lagerten an der Stelle, an der die Stolper den begonnenen Schloßbau von Grund auf zerstörten, große und kleine Findlingssteine in gewaltiger Masse, die das Material zum Kirchbau lieferten. Im Volksmunde aber wird diese Stelle noch heute „das Schloß“ genannt, obgleich dieses Schloß nur aus einem Haufen von Steinen besteht, die die damaligen Bewohner der Gegend von überall her heranfrondten mußten.

Es war am Abend eines sonnigen Herbsttages, als ich das letzte Mal an dieser Stelle weilte. Helios Wagen fuhr eilends gen Westen. Schwarzgrün breitete sich die weite Wiesenfläche um mich aus, von den Feldern drang kräftiger Erdgeruch zu mir herüber, das Dufte des Herbstes, in das sich brenzlicher Geruch von schmelenden Kartoffelkrauthaufen mischte. Düsterer melancholischer wurde das Bild, je mehr das große Tagesgestirn sich neigte. Der bis dahin klarblaue Himmel bezog sich mit violetten ins dunkel-bläulich-stahlgraue gehenden Tinten. Mit einem feinen weißen Schleier verdeckte sich der ferne Waldsaum, während sich auf dem Wiesen Teppich zu meinen Füßen weiße phantastische Gebilde erhoben, die schemenhaft dahinhuschten, sich jagten und haschten, als seien es flüchtige Elfen, die vor mir ihr

tolles Spiel trieben. Von den Bäumen in ihrer bunten Pracht aber fiel langsam, todestraurig Blatt auf Blatt in dieses wabernde Nebelmeer, in dem es wogte und brauste, fast war mirs, als ob die Schemen der ersten Siedler dieser Gegend sich hier ein Stellbischein gaben. Da waberten hohe lichte Gestalten auf, um im nächsten Augenblicke in sich zusammenzusinken, blitzschnell flüchteten sich kleine weiße Wolken, kaum über der Grasnarbe dahinhuschend, bis auch sie schließlich in ein diese ganz einhüllendes Nebelmeer zusammen sanken. Ja, da konnte die Phantasie Orgien feiern, da konnte sie sich von den alten Germanenreden, die in dem nahen Deutsch-Narstnik in riesigen alten Eichen Spuren ihres Erdenwallens hinterlassen haben, erzählen lassen, wie es einstmal so ganz anders hier gewesen; da konnte sie sich von den verschmigten wendischen Nachfolgern der Germanen umschmeicheln und belügen lassen, bis dann auch sie wieder dem vordringenden Germanentum weichen mußten.

Daß die Gegend in alter Zeit schon besiedelt war, ergeben die zahlreichen Urnenfunde und der Burghügel, auf dem das schmucke Kirchlein mit dem viereckigen, mit spitzem Dache gekrönten Turme steht. Es ist, als ob die Neuzeit hier mit dem Einstmal ein Bündel geschlossen hätte. Dazu kommen die freundlichen, so malerischen Fachwerkgelände mit den Strohdächern, um eine Symphonie des Schönen erklingen zu lassen. Möchte das noch lange so sein, möchte aber auch ferner der Geist des Gemütlichen allezeit rege bleiben, der in diesem vergessenen Winkel der Heimat herrscht und der gepaart ist mit kühnem Wagemut, wie das die Errichtung des Denksteins beweist, mit dem sich Sagerik für alle Zeiten selbst geehrt hat, dank der rastlosen Tätigkeit eines Reinhold Wenzlaff und seiner Gefährten.

.....

Gumbin — Warbelow.

Es war ein nicht gerade verlockend aussehender Frühlingstag, — zwar war es warm, aber der Himmel hing voller Wolken — als ich von mehreren Wanderfreunden zu einer Wanderfahrt abgeholt wurde. Besorgt wurde wohl der Himmel einer Betrachtung unterzogen, aber alle Sorgen ließen wir zu Haus, als Stolz hinter und die Landstraße vor uns lag, Lerchensang und Vogelgezwitscher uns umgab. Eine Fernsicht bot sich dem Auge allerdings nicht dar, denn ein feiner Nebeldunst hüllte in der Ferne Berg und Wald sorglich ein. Dichter und dichter wurde dieser Nebelkranz, je mehr wir uns Gumbin näherten. Doch weiter ging unser Weg, durch Gumbin hindurch, dessen verträumte Baum- und Häusergruppen bald hinter uns lagen. Zur

linken Hand führt von der Chaussee aus ein Verbindungsweg durch eine Sandschlucht nach der Warbelower Straße hinüber. Weicher Sand dämpft den Schall der Fußtritte, zu beiden Seiten erheben sich die Ränder der Schlucht und schlossen uns von dem Verkehr vollständig ab. Einsam und still ist es in diesem Talkessel. Vor und um uns aber ballten sich die Nebelschwaden zusammen, es war als ob sie einen wilden Reigen aufführen wollten, als ob schemenhafte Elfengestalten sich haschten und jagten, ein tolles Durcheinander! Dann aber war der Geister-spud verschwunden, und eintönig grau spannte sich der Himmel über uns, von dem es in feinen Strahlen herniederhuschte, das köstliche Naß, das den Fluren so not tut. Wird dieser feine Staubregen lange anhalten? Das war die Frage, die uns nun für den Augenblick am meisten beschäftigte, aber inzwischen hatten wir die Chaussee erreicht. Noch beratsschlugten wir, ob eine Umkehr nicht zweckmäßiger sei, als einer der Gefährten, der etwas voraus gegangen war, einen Gegenstand vom Boden aufhob, es war ein Hufeisen. Da das nach altem Volksglauben Glück bedeuten soll, so glaubten auch wir, was wir gerne gesehen hätten, daß das Wetter sich bald ändern würde und setzten die Wanderung nach Warbelow zu fort.

Doch die so sehnstüchtig herbeigewünschte Aufklärung des Himmels trat nicht ein, vielmehr verdichtete sich der feine Nebel, je weiter wir auf der Chaussee nach Warbelow wanderten, zu durchdringendem feinen Regen, sodaß die Schirme in Tätigkeit treten mußten. Melancholisch grau breitete sich zu beiden Seiten der Straße die Ackerfläche aus, in der Ferne links tauchten ein paar grauschwärzliche Bergzüge, fast könnte man sie Kuppen nennen, auf, um nach kurzer Zeit wieder zu verschwinden. Dann bieten rechter Hand einige große Kartoffelmieten und ein See etwas Abwechslung, während am fernen Horizonte nun auch hier sich schwärzliche Bergketten dem Auge in verschwommenen Umrissen zeigen.

Grau ist der Himmel, grau ist die Landschaft. Es ist nur zu natürlich, daß dieses monotone Bild auch auf unsere Stimmung wirken muß, zumal es ohne Unterlaß herniederplätschert aus des Himmels Schleusen. Doch was war das? Schallte das nicht wie ferne Sängestöne herüber zu uns? Wir bleiben stehen und sehen vor uns eine kleine Schar, die gleich uns nach Warbelow strebt. Also nicht allein sind wir. Eiliger setzen wir nun unsere Wanderung fort, um die Sänger einzuholen, die mit ihrem Liede zu Ende sind. Aber lange marschieren sie nicht ohne des Liedes belebenden Klang dahin, schon nach kurzer Zeit tönt es zu uns herüber:

Ich kenn ein Land, das schön und stolz
Am blauen Meere liegt,
Die Männer wie die Eichen stark,
Blau-weiß die Fahne fliegt.
Frisch weht der Wind, die Möwe kreist,
Die Woge rollt zum Strand.
Das ist in seinem Buchenfranz
Mein teures Pommernland.

Deutlicher und deutlicher wird die Melodie des Heimatliedes, denn schneller und schneller werden unsere Schritte. Endlich haben wir die Sängere erreicht. Es ist die Wanderriege des Turnvereins 1861 aus Stolp, die gleich uns Warbelow zustrebt. Nach echter deutscher Turnersitte herrschen trotz der Ungunst der Witterung Frohsinn und Humor in der kleinen Schar, jener übersprudelnde Humor, der keine Griesgrämigkeit aufkommen läßt, und der so ansteckend wirkt, daß uns der Rest des Weges wie im Fluge verging. An Ruths Ruhe vorbei, dem idyllisch unter der hohen Linde an der Straße gelegenen Plätzchen, von dem man eine entzückende Fernsicht haben soll, wenn der Himmel klar ist, ging's weiter. Einige Gebäude und Essen tauchen rechts im Regen in verschwommenen Umrissen auf, sie gehörten *Riwan* an, von *Warbelow* selbst war noch nichts zu erblicken. Doch dann führt die Straße zu Tale; wie mit einem Zauberschlage taucht nun die freundliche Ortschaft vor uns auf. Trotz des Regens bleibe ich stehen, und lasse den Blick über die landschaftlich so schöne Gegend mit den kleinen Gebäuden und Gehöften schweifen. Hier führt die Straße hinab in die Senkung, drüben klettert sie wieder auf den bewaldeten Hügelkamm hinauf. Zwischen den beiden Hügelketten aber liegt das liebliche Thal, in dem ein Bach dahinfließt, und zu dessen beiden Seiten an der Straße Warbelow sich ausbreitet.

Zur rechten Seite der Straße ziehen sich die Gebäude des Rittergutes hin. Sie machen einen äußerst sauberen Eindruck und verraten auf den ersten Blick, daß wir ein Mustergut vor uns haben. An der linken Seite der Straße befinden sich einige im Villenstil errichtete Beamtenhäuser, und weiter von der Straße zurück mehrere freundliche Tagelöhner-Wohnhäuser. Drüben, am Fuße der anderen Berglehne, ziehen sich die Gehöfte der Bauern hin, freundliches Fachwerk herrscht in der Bauart vor und gibt dem Gesamtbilde ein äußerst anziehendes Gepräge. Auf der Höhe rauscht der dunkle Föhren- und Fichtenwald, als wolle er den Frieden und die Stille dieses Idylls beschirmen.

Dann halten wir unseren Einzug bei strömendem Regen in den Geltschen Gasthof in Warbelow, in dem wir einige frohe

Stunden verlebten, während der Regen an die Fenster plätscherte. Nur zu schnell war die Zeit vergangen, so daß die Heimfahrt resp. Heimwanderung angetreten werden mußte. Der Regen hatte zwar etwas nachgelassen, aber durchnäßt kamen wir doch in Stolz an, trotz der Schirme. Lange noch klangen die Wanderlieder der sangesfrohen Turner in uns nach, und der Regen plätscherte die eintönige Begleitung zu diesen Heimatflängen.



Die Heinzelmännchen von Budow.

Gleich anderen Gegenden unseres großen deutschen Vaterlandes besitzt auch unsere engere Heimat einen Sagenschatz, der sich an Reichthum zwar nicht mit dem mittel- und süddeutschen messen kann, immerhin aber ganz interessanten Aufschluß über die Abstammung ihrer Bewohner gibt. In der großen Hauptsache sind die Sagen, die ich in Pommern im Volksmunde angetroffen habe, germanischen Ursprungs, wenn auch teilweise abgeändert. Das rauhe Klima, die früher massenhaft vorhandenen Findlinge, die Ueberbleibsel aus vergangenen Erdepochen, die bis in die Kreidezeit zurückgehen, die alten Hünengräber und Wendenburgen haben nicht wenig zu der Entstehung resp. Umgestaltung der Sagen beigetragen, denn die Phantasie wurde durch sie naturgemäß mächtig angeregt.

In den Sagen nehmen die Erdkobolde, Elfen, der wilde Jäger den breitesten Raum ein, dadurch von selbst auf den germanischen Ursprungweisend, entstammen sie doch samt und sonders der germanischen Götterlehre. In den Vordergrund treten die Sagen von den Erdkobolden, besonders in Hinterpommern, während die vom wilden Jäger mehr in Vorpommern und auf Rügen lebendig geblieben sind.

Als typisch führe ich heute die Sage von den Heinzelmännchen von Budow hier an, die ich fast zum Verwechseln ähnlich in der Nähe Dresdens (Windbergsage) und in verschiedenen Abweichungen auch in Thüringen angetroffen habe. (Hauffs Thüringer Sagen).

Budow ist ein Gutsdorf, es liegt am Endpunkte der Stolpe-talbahn in landschaftlich hervorragender Lage im Kreise Stolz.

Dort lebten nach der Sage in grauer Vorzeit kleine Erdgeister in unterirdischen Palästen, den Menschen viel Gutes zufügend und manchen unverschuldet in Armut geratenen Einwohner mit blinkendem Golde aushelfend. Wie überall in den

Wichtelmännerfagen hatte auch das Budower Zwergbölckchen das Bestreben, seine Gaben in Gestalt von Holzstückchen, Nadelholzzapfen und ähnlichen wertlosen Dingen zu verteilen, die sich später in reines Gold verwandelten, was die Beschenkten fast regelmäßig erst dann bemerkten, wenn sie den größten Teil des unnützen Ballastes fortgeworfen hatten.

So war es auch nach den Lemmeschen „Volksfagen von Pommern und Rügen“ einem Schäfer in Budow (Kreis Stolp) in alten Zeiten ergangen. Jener Schäfer muß ein musikalisches Genie gewesen sein, denn er konnte gar reizende Stücke auf dem Dudelsack blasen. Woher er diese Kenntnis hatte, verrät die Sage nicht. Sie verrät dadurch aber schon ihren fremden Ursprung, denn das Instrument ist in Pommern ganz unbekannt gewesen, wie es ja auch heutigen Tages nur wenige Pommern geben dürfte, die die quakenden Töne des Dudelsacks schon einmal gehört haben. Bekannt ist dürfte wohl allen sein, daß der Dudelsack im schottischen Hochlande und in den Pyrenäen von den Nachkommen der alten Vasken gespielt wird.

Verbrechen wir uns nun aber nicht den Kopf darüber, wie im hintersten Hinterpommern in alten Zeiten ein einfacher Schäfer zur Kenntnis des Dudelsackspiels gekommen ist, sondern vernehmen nach der Sage, daß er das eigenartige Instrument wundervoll geblasen hat. Wohl in Ermangelung anderer Kunstverständiger, umsomehr als man Konzertsäle zu jener Zeit noch nicht kannte, spielte er die entzückendsten Melodien seinen Schafen vor, die verständnisinnig zuhörten.

Befagter Schäfer blies nun seiner kunstfreudigen Zuhörerschaft eines schönen Tages wiederum die hinreißendsten Stücke vor, als er in seinem Spiele durch einen verzückten Frosch gestört wurde, der nach den Klängen der Musik die gewagtesten Sprünge ausführte. Ob nun der Stolz des Künstlers in dem Schäfer durch die Tanzbewegungen des Frosches verletzt wurde oder sein ästhetisches Gefühl durch den Anblick des eßten Gesellen, verrät uns die Sage nicht. Sie berichtet nur darüber, daß der Schäfer nach dem Frosche mit dem Fuße gestoßen habe, da sei das Tier aber mit einem Male verschwunden gewesen.

Nichts böses ahnend, gab sich der musikliebende Schäfer ganz seinem Kunststudium hin, als plötzlich, aus der Erde wachsend, ein winziges Männchen, ein „Unterirdischer“, vor dem Schäfer stand und ihn fragte, ob er den Frosch habe töten wollen. Daß sei nicht seine Absicht gewesen, gab der Schäfer zur Antwort. Er habe sich nur über das puzige Springen des Dinges gewundert.

Wie groß war nun das Erstaunen des Schäfers, als er von dem Wichtelmännchen erfuhr, daß letzteres der Frosch gewesen und also getötet worden wäre, wenn der Schäfer den Frosch mit seinem Fuße getroffen hätte. Nachsüchtig war das kleine Kerl-

chen nun zum Glück nicht, sonst hätte das dem Schäfer übel bekommen können. Im Gegenteil, es war ganz entzündet von den Leistungen des Dudelsackbläfers und machte dem Schäfer den Vorschlag, mit seinem Instrumente mit ihm zu seinen Leuten zu gehen, um diesen etwas vorzuspielen. Seine Tochter feiere Hochzeit. Nun war der Schäfer zwar ein gefälliger, aber auch ein pflichtgetreuer Hirte. Gern wäre er dem Wichtelmännchen gefolgt, doch wo sollte er seine Schafe lassen? Notgedrungen schlug er das Ansinnen deshalb ab. Erst als ihm von dem Heinzelmännchen fest versprochen wurde, daß die Herde gut bewacht werden würde, gab er seinen Widerstand auf und folgte dem kleinen Kerlchen. Der Weg war nicht weit, dann tat sich plötzlich die Erde auf, und auf einer kleinen Treppe gelangten beide in einen Saal, in dem es von kleinen Gästen nur so wimmelte.

Wie das bei Musikanten so üblich sein soll, mußte sich auch der Schäfer vor dem Aufspielen erst gehörig an Speise und Trank stärken. Also scheint es auch schon in alten Zeiten bei dem Volke der Heinzelmännchen bekannt gewesen zu sein, daß hungrige und durstige Musikanten schlechte Bläser sind. Erst als der Schäfer seinem inneren Menschen die nötige Nahrung zugeführt, ließ er die lieblichen Klänge seines Instruments die ganze Nacht hindurch ertönen, indes das kleine Völkchen quietschvergnügt das Tanzbein schwang, daß die Kittelchen nur so flogen.

Der Schäfer sprach den freigebig gespendeten Getränken etwas reichlich zu, was ja zuweilen auch heute noch bei einzelnen Musikanten vorkommen soll, sodaß er, als er auf seinen Wunsch am andern Morgen wieder nach der Oberfläche zu seiner Herde geführt wurde, nichts davon bemerkt hatte, daß die kleinen Tänzer ihm alle Taschen voll Korbspäne gesteckt hatten.

Auf dem gleichen Wege, den sie gekommen, führte ihn der Hochzeitsvater wieder zu seiner Herde. Dort verabschiedete sich der kleine Wicht unter vielen Dankesworten von dem freundlichen Musikanten und verschwand dann spurlos.

Erst als der Schäfer seine Herde am Abend nach dem Stalle trieb, bemerkte er die Schwere seiner Taschen. Da er glaubte, die kleine Gesellschaft wolle ihn verspotten, warf er die lästigen Späne fort. Armer Schäfer, hättest du nur die Späne behalten und wenigstens versucht, sie zum Verfeuern zu verwenden, du wärest ein reichlicher Mann geworden! So hatte der Dudelsack-Virtuose nur eine einzige Tasche zu entleeren vergessen. Als er in seinem Hause angelangt war, stellte es sich heraus, was er mit dem Fortwerfen der Späne angerichtet hatte, denn die Tasche war gefüllt mit blanken harten Talerstücken, die sich aus den Korbspänen gebildet hatten.

Wie jemand zu Mute sein mag, der unwissentlich das Geld mit vollen Händen auf die Straße wirft, wenn er diese Tatsache später erfährt, kann man sich ja selbst lebhaft denken. Ein geistreiches Gesicht ob seiner Dummheit wird der Schäfer wohl nicht gemacht haben. Geduldig mußte er den Morgen abwarten, um nach den fortgeworfenen Schätzen die Suche beginnen zu können, aber von den Korbspänen fand er keine Spur, sie waren und blieben verschwunden, auch in der Folgezeit und mit ihnen die kleinen Spender.

Der Schluß der Sage ist fast identisch mit dem der Windbergsage (der Windberg liegt im Plauenschen Grunde bei Dresden; tief unter ihm im Schoße der Erde befinden sich zahlreiche Kohlenbergwerke) und den der Thüringer Sagen, nur daß dort die Wichtelmännchen den Musikanten statt der Korbspäne Kohlen resp. Eisenstückchen heimlich in die Taschen steckten, die natürlich zum größten Teil ebenfalls fortgeworfen wurden und sich dann als kleine Reste, die übrig blieben, in Goldstücke verwandelten. Diese Identizität spricht wohl dafür, daß zur Zeit der wieder beginnenden Germanisierung des slavischen Pommern Einwanderer aus Mitteldeutschland in der Budower Gegend angesiedelt worden sind. Möglich ist auch, daß die Sage ohne jeden Zusammenhang mit der Bevölkerung der Gegend nach Budow gekommen ist, doch stehen mir die genügenden Unterlagen nicht zur Verfügung, das festzustellen. Aber auf jeden Fall sollen wir uns freuen, daß der Sagenschatz, der im Volke schlummert, gehoben und aufgeschrieben wird, denn dadurch können dem Forscher oftmals wichtige Anhaltspunkte geboten werden.

Besonders die Herren Lehrer können sich dadurch ein großes Verdienst erwerben.



Inhaltsverzeichnis.

.....

Im vorgeschichtlichen pommerschen Urwalde	Seite 5—8
Das Lebatäl	8—15
Das Tal der Lupoiv	16—18
Im Stolpetäl	18—25
Von Lauenburg nach Bütow	25—26
Von Bütow nach Rummelsburg	27—29
Pollnow-Barzin	29—33
Von Stolpmünde nach Mügentwalde	33—37
Mügentwalde—Schlawe	38—40
Wanderungen in der Umgebung Stolps:	41—75
In den Gramper Bergen	41—44
Durch die Voitz	44—47
Feierstunden	47—50
Symbow—Birkow—Großbrüskow	50—54
Brüskow—Großstrellin—Neuflinkow—Neumühl	54—57
Rikow—Schmaat	57—60
Kubitz—Beddin	60—63
Labuhn—Scharjow—Rathsdammitz—Meinganfen	63—67
Mahnwitz—Sageritz	67—72
Gumbin—Warbelow	72—75
Die Heinzelmännchen von Budow	75—78

.....



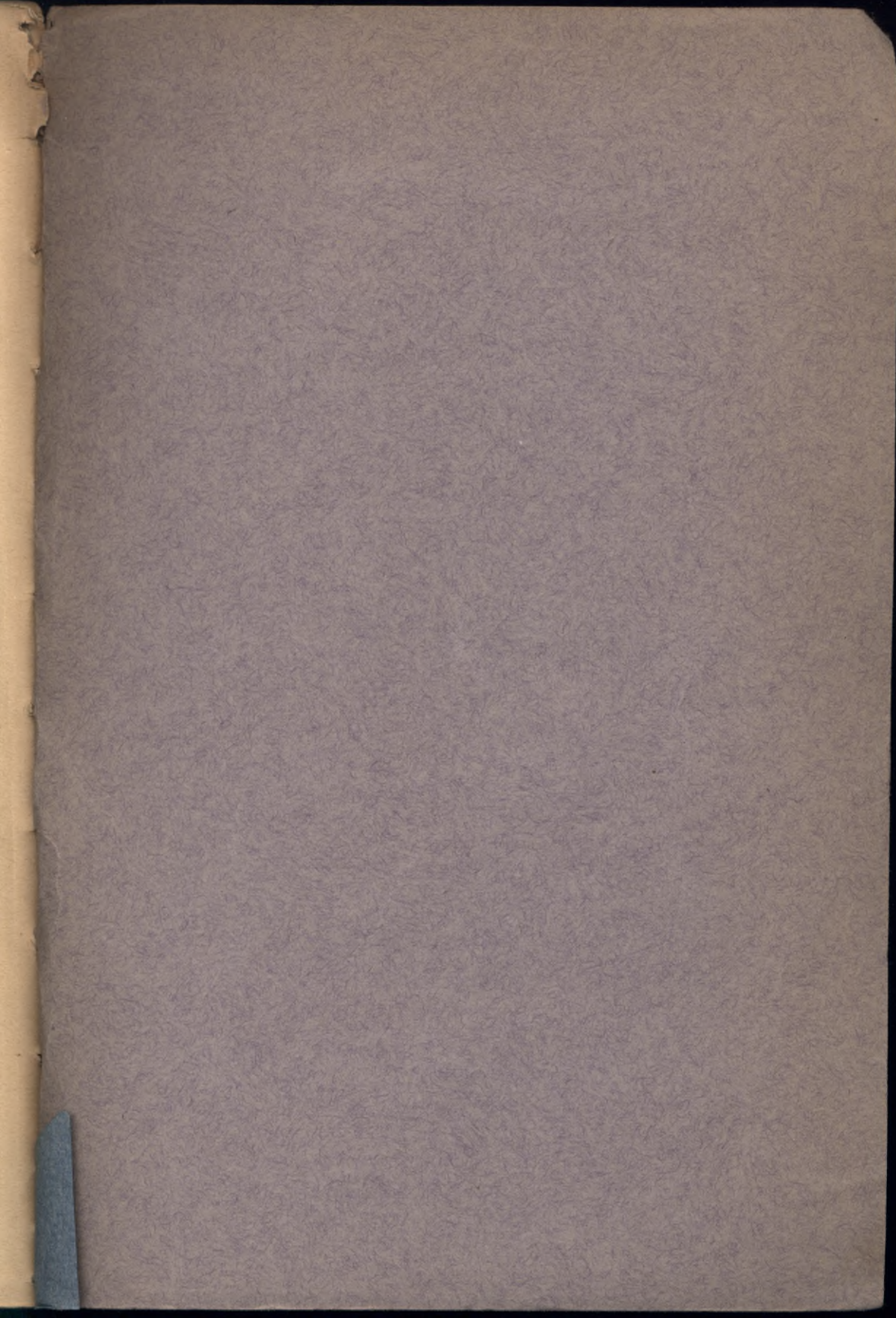
Verzeichniss der Ortschaften.

(Die Zahlen hinter den Namen geben die Seiten an.)

.....

- Adl. Kubliß 62. Altshlawe 40.
 Barzwiß 37. Beßwiß 32. Birkow 48. 54. Borntuchen 19.
 Boschpol 10. Brenkenhofstal 11. Brüskow 54. Budow 75.
 Bülow 26.
 Choslow 11. Crampe bei Stolp 41. Cremerbruch 28. Erien 65.
 Dambin 11. Damerkow 17. Damsdorf 27. Deutsch-Rast-
 niß 68. 70. Deutsch-Plasow 42. Dresow 18. Dünnow 35.
 Glowitz 68. Großboschpol 9. Großbrüskow 54. Großganzen 21.
 66. Großtrellin 56. Großtuchen 28. Grünhagen 55.
 Gumbin 72.
 Hammermühle 31. Hohenstein 35. Horst 35.
 Jassen 17. Jassener-See 16. 25. Jershöft 37.
 Kgl. Kubliß 51. 61. Kleingansen 22. 66. Klein-Janneviß 11.
 Kleinsilkow 45. Kolziglow 19. Köpniß 37. Kriwan 74.
 Labuhn bei Stolp 64. Labuhnerbrück 44. 64. Langzig 37. Lauren-
 burg 10. 25. Leba 12. Lieschniß 11. Lindow 35. Lu-
 pow 17. Lupowke 17.
 Mahnwitz 67. Melliner Mühle 45. Muddel 35. Nuttrin 19. 66.
 Müthenow 36.
 Neuflinkow 56. Neufrug 16. 18. 25. Neumühl 56. Neustrellin 56.
 Nipnow 59.
 Oßed 9.
 Palzwiß 37. Pareß 10. Pöbloß 11. Podewilshausen 46. Poll-
 now 29. Pomeiske 25. Prißig 29. Pustamin 36.
 Rathsdamniß 46. 65. Reddentin 53. Reintwasser 28. Rißow 58.
 Rothe 18. Rügentwalde 38. Rummelsburg 28. Runke 13.
 Sackshöhe 37. Sageritz 67. Saleske 36. Scharfow 64. Schlawe 39.
 Schmaack 59. Schmolfin 15. Silkow 44. Speß 11. St.-
 Georg bei Stolp 41. Stolp 24. 41. 47. 50. 57. 60. Stolp-
 münde 24. 34. Symbow 53.
 Techlipp 32. Tschebiattow 28.
 Ulrichsfelde bei Stolp 52.
 Warzin 31. Weddin 51. 63. Wiatrow 18.
 Warbelow (Kr. Stolp) 74.
 Wigow 36. Wirschow 62.

.....



BIBLIOTEKA
W. ARCHIWUM
PAŃSTWOWEGO
w Koszalinie

584
670